

Ausgabe 98 / 2015

VÖGELEKULTURBULLETIN

ALLES AUSSER GEWÖHNLICH

Askese EKstase

... oder **MEHR VON WENIGER.**
Die Sehnsucht nach Einfachheit und
die Lust am Überfluss.

DIE AUSSTELLUNG. 17.5. – 20.9.2015



Nichts verhindert
den rechten Genuss
so wie der Überfluss.

MICHEL DE MONTAIGNE (1533-1592)
Jurist, Politiker und Moralphilosoph;
Denker und Dichter der französischen
Renaissance, der den Essay als literarische
Form entwickelte.

INHALT

WERKE IN DER AUSSTELLUNG

DAVID MAGNUSSON
Will and Nicole Roosma,
Tucson, Arizona, 2011
10

ANTAL LAKNER
Wallmaster, 1998
21

PINAR YOLDAS
Stomaximus, 2014
22

ULI WESTPHAL
Lycopersicum III, 2013
28

YVONNE SCARABELLO
HAB+GUT, 2005
34

THOMAS THWAITES
The Toaster Project, 2010
42

VAN BO LE-MENTZEL
Berliner Hocker
43

VLADIMIR ARKHIPOV
Badewannenstöpsel, 1979
50

WEITERE KUNST-SCHAFFENDE IN DER AUSSTELLUNG

HANNE DARBOVEN
GABRIELLA GEROSA
CLAUDIA GRIMM
MAX ERNST HAEFELI
CHRISTINE HILL
ARILA SIEGERT
STUDIO HANNES WETTSTEIN

DIE SEHNSUCHT NACH EINFACHHEIT UND DIE LUST AM ÜBERFLUSS

MONICA VÖGELE
5

MEHR VON WENIGER

NINA WIEDEMAYER
UND FELIX SATTLER
6

FLIESENDE ÜBERGÄNGE

JEAN-LUCIEN GAY
11

APPETIT AUFS INTENSIVE LEBEN, KATER HIN ODER HER

LUDWIG HASLER
12

SCHLICHT SCHÖN

STEPHANIE RINGEL
15

ASKESE UND EKSTASE

ALOIS MARIA HAAS
18

VOM MONSTER ZUM MÖNCH

KILIAN ZIEGLER
23

DAS GEHEIMNIS DER MUSIK

ELMAR WEINGARTEN
24

ISS DEINEN TELLER LEER

INGRID SCHINDLER
30

WEG ZUM GLÜCK

STEPHANIE RINGEL
38

VERANSTALTUNGEN & FÜHRUNGEN

44

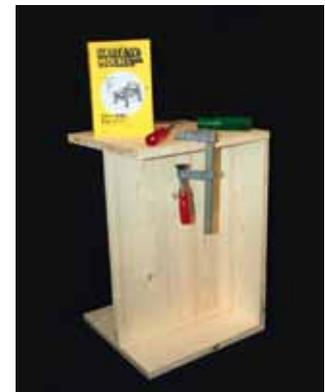
RÜCKSCHAU

47

INFORMATIONEN ZUM AUSSTELLUNGS-BESUCH

51

WORKSHOP AM 21.6.2015:
BAUEN SIE EINEN BERLINER
HOCKER MIT DEM ARCHITEKTEN
VAN BO LE-MENTZEL.
MEHR DAZU AUF SEITE 44.



Der Berliner Hocker ist Hocker, Stuhl, Regal, Ablage, Rednerpult, Kindersessel und Beistelltisch in einem.
© Vögele Kultur Zentrum

KINO-SONNTAG AM 19.7.2015:
BABETTES FEST. EIN KULI-
NARISCHES FILMERLEBNIS.
MEHR DAZU AUF SEITE 45.



Filmstill, *Babettes Fest*, Gabriel Axel, DK, 1987,
© Concorde

The background of the slide is a blurred photograph of a coastal scene. In the foreground, there are several power lines stretching across the frame from the top left towards the right. In the middle ground, a building with a flat roof is visible, also blurred. The background shows a calm sea meeting a light sky at the horizon. The overall color palette is soft and muted, with a slight purple/pink tint.

Es gibt die Frage, macht man
aus seinem Leben etwas Asketisches
oder etwas Leidenschaftliches?
In letzter Instanz bringt Askese
weniger Erlebnisse.

KURT IMHOF (1956 - 2015)

Soziologe und Publizistikwissenschaftler;
Leiter des Forschungsinstitutes Öffentlichkeit
und Gesellschaft/Universität Zürich.

DIE SEHNSUCHT NACH EINFACHHEIT UND DIE LUST AM ÜBERFLUSS

MONICA VÖGELE

Nur auf meine Skier, die Felle und die eigene Muskelkraft reduziert, schiebe ich mich Meter für Meter den Berg hoch. Ich verausgabe mich total und versuche doch, meinen Kräfteinsatz auf einem Minimum zu halten. Die tiefverschneite, verschwenderisch schöne Landschaft hinterlässt bei mir ein Gefühl der Trunkenheit, der Ekstase. Das Nichts an Zivilisation sowie die sagenhafte Ruhe um mich herum erlauben mir, die Gedanken genussvoll schweifen zu lassen – bis hin zu meiner Tätigkeit im Vögele Kultur Zentrum...

„Verschwenden – Verzichten“ sollte die Ausstellung heissen, deren Idee die Kuratoren Nina Wiedemeyer und Felix Sattler vor zwei Jahren an mich herangetragen haben. Der Grundgedanke war, aufzuzeigen, dass das negativ konnotierte Verschwenden eigentlich unabdingbar und in der Folge positiv sein kann. Für die Vegetation zum Beispiel ein absolutes Muss, um überhaupt fortzubestehen. Ein idealisierter Adoniskörper lässt sich nur durch Verausgabung erreichen, und ein verschwenderischer Umgang mit verschiedenen Baustoffen hat manches Unesco-Kulturerbe hervorgebracht. Im Gegenzug ist das kulturhistorisch als edel gesehene Verzichten am falschen Ort die Initialzündung zum Untergang. Man stelle sich nur mal vor, wir verzichten immer mehr auf die zugegebenermassen kostenintensive Bildung. Oder auf ausgedehnte Mussestunden und somit den Freiraum für kreatives Denken.

Sehr schnell waren die Kuratoren und ich uns einig: Uns fasziniert das Positive, das Kreative und das Nährende an beiden Verhaltensweisen. Auch wenn unsere Themenausstellungen manches Gesellschaftsverhalten hinterfragen möchten und durch unterschiedlichste Aspekte zum Reflektieren motivieren sollen, so wollen wir keinesfalls moralisieren. Und doch liefen wir beim Erarbeiten von „Verschwenden – Verzichten“ wiederholt in eine äusserst sozialkritische Richtung. Betrachtungen über die heutige Wegwerfgesellschaft, das Verschwenden von wichtigen Ressourcen, die unkontrollierte Spassgeneration oder die Notwendigkeit des Recyclens schlichen sich immer wieder in unsere Gespräche ein. Es brauchte Disziplin, den Zug nicht einfach auf diesem Negativloop fahren zu lassen.

Und dann kam er plötzlich, der Umbruch im Denken und im Sprechen!

Wir ersetzten die Begriffe „Verschwenden – Verzichten“ durch „Ekstase – Askese“ und taten uns von diesem Moment an leicht mit dem Herausschälen des Freudvollen, des Kostbaren und im positiven Sinne Gesellschaftsrelevanten unseres Themas. Plötzlich war auch die Wechselwirkung der zwei Haltungen leichter erkennbar. Die intensiv empfundene Befriedigung in der Askese – landläufig als Ekstase gesehen. Aber auch das Fokussierte, das rein auf ein tiefes Fühlen Ausgerichtete in der Ekstase – also das Reduzierte inmitten von Überfluss.

Wie viel mehr Leichtigkeit liegt doch in diesen zwei Begriffen „Ekstase/Askese“ im Vergleich zu „Verschwenden/Verzichten“. Denn hat nicht jeder von uns ab und an das Bedürfnis nach ekstatischen Momenten? Aber auch mal nach Klarheit bringender Askese? Und sind nicht beide Haltungen von grosser kreativer Kraft?

...ich gehe weiter meinen kräftezehrenden Weg, fühle mich in Ansätzen als Asketin, und freue mich unendlich auf die berauschte Abfahrt! Das MEHR VON WENIGER lässt mich persönlich in ein tiefes Glücksgefühl eintauchen.

Ich bin gespannt auf Ihre persönlichen Erfahrungen!



MONICA VÖGELE ist
Präsidentin des Stiftungsrates
der Stiftung Charles und Agnes
Vögele und leitet das Vögele
Kultur Zentrum.

MEHR VON WENIGER

NINA WIEDEMAYER UND FELIX SATTLER FORDERN:
GEBT ALLES UND HALTET EUCH ZURÜCK –
WIR BRAUCHEN VERZICHT UND VERSCHWENDUNG!

Vom Reduzieren, Schrumpfen, Sich-Bescheiden ist seit Jahren die Rede. Was unser Wirtschaftssystem und mithin unsere Gesellschaft am Laufen hält, ist knapp. Die seit der Antike tradierte Vorstellung einer sich unendlich reproduzierenden Natur ist ersetzt worden durch den modernen Begriff endlicher Ressourcen und das Phantasma stetig wachsender Produktivität. Und die Wirtschaftskrisen der letzten Jahre haben auch die Debatten um das verschwenderische Potenzial von Kultur verschärft.

Doch Verschwendung liegt in der Natur der Sache. Natur verausgabt sich in Artenvielfalt, Formen- und Farbenvielfalt und Naturgewalten. Braucht nicht auch Kultur ebenso verschwenderische Momente? Kann der Mensch überhaupt ein gutes Leben ohne das Üppige, Ausufernde, nicht von vornherein Zweckorientierte führen? Denn verschwenderisch sind nicht nur Formen von Luxus oder monetärem Reichtum, sondern auch kulturelle Freiräume, selbstloses Handeln oder Dinge, die einfach nur brachliegen.

Umgekehrt gefragt: Wird denn durch Verzicht wirklich alles weniger? Schliesslich sind aus der geistigen Askese, genauso wie aus der Reduktion von Form und Material, völlig neue Wege der Erkenntnis hervorgegangen, neue Probleme genau wie neue Lösungen entstanden.

Die Ausstellung MEHR VON WENIGER möchte dazu anregen, starre Zuweisungen vom guten Verzicht und böser Verschwendung zu hinterfragen. Wir denken, es lohnt sich, zu überlegen, ob nicht sowohl das Weglassen (Verzichten) wie auch das Verausgaben (Verschwenden) produktiv sind und beide Strategien – das Sich-Beherrschen wie das Sich-Gehenlassen – keine unvereinbaren Gegenpositionen sind, sondern viel mehr zwei Seiten einer Medaille der „Praxis des Guten Lebens“.

Verschwenden und Verzichten markieren einen Zwiespalt, der vom Einzelnen aus bis zum gemeinschaftlichen Handeln ganzer Gesellschaften reicht. Woran wir die Frage anschliessen: Kann eine Gesellschaft Verzicht und Verschwendung so miteinander vereinbaren, dass mit endlichen Gütern sorgsam gehaushaltet und zugleich verschwenderisch mit Gedanken, Kräften und Gefühlen umgegangen wird?

In der Ausstellung zeigen wir alltägliche und besondere Praktiken, natürliche und künstliche Dinge, kleine und weltbewegende Ideen, um mit ihnen herauszufinden, wie sie unsere Haltung zu Verzicht und Verschwendung mitbestimmen. Verschenden und Verzichten werden als zusammengehörige kulturelle Praxis diskutiert, die das Verhältnis des Menschen zur Natur, gesellschaftliches Zusammenleben und individuelle Lebensentwürfe auf vielfältige Weise betreffen.

Natürlich Überfluss

Die Verschwendung hat (noch) wenige Fürsprecher. Als historische Gegenstimme ist allen voran an den französischen Theoretiker Georges Bataille zu denken, der in den 1960er Jahren die beiden Begriffe Verschwendung und Verausgabung für sein Plädoyer stark machte: Der Mensch solle sich (wieder) seiner verschwenderischen Potenziale bewusst werden. Denn während sich der Mensch ein positives Bild von einer unerschöpflichen Natur mache, stelle er sich nicht seinen eigenen überschüssigen Kräften und handle damit gegen seine Natur. Bataille erklärt aus den Folgen unterdrückter Verausgabungspotenziale des Menschen sein gewalttätiges Handeln. Auch wenn wir ihm nicht in dieser Kausalität folgen möchten, steckt darin ein für uns wichtiges Argument. Seine Grundannahme beschreibt erst einmal

Kann eine Gesellschaft Verzicht und Verschwendung so miteinander vereinbaren, dass mit endlichen Gütern sorgsam gehaushaltet und zugleich verschwenderisch mit Gedanken, Kräften und Gefühlen umgegangen wird?

das Dilemma des Menschen, mit seinen überschüssigen Kräften umgehen zu müssen. Darunter fallen all die vorhandenen, erworbenen und erarbeiteten Energien und Dinge, die sich nicht allein durch Reproduktion und Lebenserhaltung verbrauchen. Hier scheint uns ein interessanter Ausgangspunkt, um nach den Praktiken, Bildern und Verhaltensweisen zu fragen, welche unsere Haltung zur Verschwendung mitbestimmen.

Die Schönheit des Überschüssigen äussert sich zum Beispiel dann, wenn der Mensch in einen spielerischen Wettstreit mit der Natur eintritt und Dinge hervorbringen möchte, mit der sich die Endlichkeit bestimmter Ressourcen und Energien überwinden lässt. Die Suche nach dem Stein der Weisen hat die Alchimie über Jahrhunderte ebenso beflügelt, wie es in der Physik bis heute das Rätsel des Perpetuum mobile zu lösen gilt. Beide Anstrengungen faszinieren, weil mit grossem Einsatz am Unerreichbaren gearbeitet wird.

Der Mensch kann sich aber auch mit der Natur verbünden. Gerade Menschen, die sich zeitweilig in bestimmten Riten entweder der Askese oder der Ekstase körperlich und geistig zu entgrenzen vermögen, erfahren sich im Kreislauf aus völliger Erschöpfung und anschließender Regeneration als Teil der Natur. Für diejenigen, die gelegentlich aus dem Vollen schöpfen (es wird davon mehr, nicht weniger), wird demnach auch die Ausbeutung der natürlichen Ressourcen unvorstellbar.

Zurückhaltung begehren: Spiritualität und Gestaltung

Hoch angesehen ist im Gegensatz zum Verschwenden das Verzichten. Weniger Konsumieren und Zurückhaltung in allen Lebenslagen sind Tugenden unserer Zeit. Die „Verzichtsbewegten“ lassen sich aber nicht

allein als Mitstreiterinnen und Akteure aktueller und politisch propagierter Verzichtsprogramme (Stichwort: Sparpolitik und Ressourcenknappheit) verstehen. Auch mit der Bedeutung von Nachhaltigkeit lässt sich die Tragweite dieser Trends vom Selbstversorger bis zum Recycling-Guru nicht erklären. Es geht auch um Spass und Kreativität. Weshalb die Ausstellung deshalb ihren Fokus auf Fragen nach dem Spielraum zwischen der Lust am Verzicht und der Sehnsucht nach Einfachheit lenkt. Denn was man „wirklich“ braucht oder was weg kann, ist nicht allein mit der Nützlichkeit zu beantworten, die ein Gegenstand oder eine Handlung verspricht. Auch emotionale Qualitäten und kulturelle Werte spielen eine Rolle, so fragwürdig sie auch anderen erscheinen mögen. Beim Verzicht – ob auf einer materiellen, körperlichen oder spirituellen Ebene – geht es selten ums bloss Weglassen. Wie beim Verschenden kann es bei Enthaltensamkeit, Askese und Zurückhaltung um die Entfaltung der Persönlichkeit, um Luststeigerung und Gewinn von Freiheit, also insgesamt um das Erlangen von Mehrwerten gehen.

Prominente Vertreter verzichtender Einfachheit, denen die Ausstellung überdies ihren Titel verdankt, waren Gestalterinnen und Architekten zu Beginn der Designgeschichte des 20. Jahrhunderts. Von Neuer Sachlichkeit über Bauhaus bis zum Minimalismus hat sich ausgerechnet „Weniger ist Mehr“ zum Slogan einer Überflussgesellschaft entwickelt. Doch paradoxerweise waren Strategien des „Weniger ist Mehr“ nicht selten mit hohem Aufwand verbunden. Was den Architekten Hans Poelzig angeblich zum Bonmot über Mies van der Rohes minimalistisches Gebäude der Neuen Nationalgalerie in Berlin veranlasste: „Wir bauen einfach, koste es, was es wolle“. Treffend auf den Punkt gebracht ist damit, wie komplex das Verhältnis zwischen Zurückhaltung und Aufwand ist. Nicht nur dem Produzenten, auch dem Betrachter wird einige Expertise abverlangt,

Was für den einen sinnlos vergeudet ist, ist für den anderen Lebenssinn, was für die eine grosse Tat, macht ein anderer sowieso ganz selbstverständlich.

um hinter einfachen Objekten mannigfaltige Verausgaben zu erkennen. Schätzen wir an der Einfachheit nicht gerade, dass wir darin etwas sehr Komplexes erkennen können: nämlich Ideenreichtum, Könnerschaft und Wissen?

Zurückhaltung macht attraktiv. Das gilt nicht nur für Architektur und Gestaltung, sondern auch für Geist- und Körpertechniken. Wer Enthaltbarkeit verspricht, verzichtet nicht notwendigerweise auf Erotik. Wer Drogen abschwört, verzichtet nicht unbedingt auf die Ekstase-Potenziale des eigenen Körpers. Verzicht kann auch ein Kontroll- oder Machtinstrument sein. Der amerikanische Soziologe Richard Sennett hat in seinem Buch *Autorität* eine ähnliche Strategie beschrieben. Wer sich entzieht, gewinnt Macht über andere. Das Vakuum an Gefühlen und an Präsenz – der Entzug – kann dazu führen, den anderen gerade da zu bannen und genau dort etwas zu erwarten, wo nichts zu erwarten ist und so die Kontrolle zu gewinnen – über sich selbst und/oder über andere. Was im Rückschluss bedeutet: Mit dem Verzicht ist etwas zu gewinnen und ohne Aufwand ist es nicht zu haben.

Individuelle Entscheidungen beflügeln die Gesellschaft

Aus den Haltungen des Einzelnen lassen sich Gegenentwürfe zur stereotypen Vorstellung von gutem Verzicht und schlechter Verschwendung ablesen. Ganz vielfältige verschwenderische wie verzichtende Praktiken, die in unserer Gesellschaft ausgeübt werden, lassen erkennen, dass verschwenderisches Tun des Einzelnen auch als Gabe an die Gemeinschaft verstanden werden kann, ebenso wie individueller Verzicht. Menschen treffen singuläre und vielleicht irreversible Entscheidungen. Einige gehen bis an körperliche und geistige Grenzen. Wieder andere haben ohne Not einfach Spass an der Materialschlacht oder Reduktion. Aus individuellen Verzichts- und Verausgabungspraktiken können wir auch lernen, dass es nicht ganz einfach ist, die Haltungen anderer zu Verschwendung und Verzicht nachzuvollziehen und zu akzeptieren. Was für den einen sinnlos vergeudet ist, ist für den anderen Lebenssinn,

was für die eine grosse Tat, macht ein anderer sowieso ganz selbstverständlich. Aber es lohnt sich, voneinander zu lernen. Darum gebt alles und haltet euch zurück. Wir brauchen Verzicht und Verschwendung. Die Ausstellung MEHR VON WENIGER bietet ihren Besucherinnen und Besuchern an, unsere Kultur und die eigene Haltung darin zu hinterfragen: seien sie Selbstverschwender, Luxusschwelger, Hungerkünstler, Verleger, Virtuosen, Ekstatiker oder Asketen... ●

DR. NINA WIEDEMEYER ist Medien- und Kulturwissenschaftlerin. Sie arbeitet als Kuratorin und ist wissenschaftliche Koordinatorin der Laborgruppe Kulturtechniken an der Universität Erfurt. Ihre Forschungsschwerpunkte sind das Medium Buch, die Geschichte des Ausstellens, Ding- und Materialkultur. Ausstellungsprojekte hat sie unter anderem für das Humboldt Lab an den Dahlemer Museen in Berlin ausgeführt: „Museum der Gefässe“ 2013 und „Sammlungen Schauen“ 2015.

FELIX SATTLER studierte Medienkultur, Mediengestaltung und Fotografie. 2007 bis 2013 war er künstlerischer Mitarbeiter an der Bauhaus-Universität Weimar mit Forschungsschwerpunkt „Szenographien des Wissens“. Seit 2013 kuratiert er das Tieranatomische Theater am Hermann von Helmholtz-Zentrum für Kulturtechnik der Humboldt-Universität zu Berlin. Daneben realisiert er Themen- und Wissensausstellungen zu Natur, Kultur und Sammlungspraxis.

Nina Wiedemeyer und Felix Sattler gründeten 2011 die EXPONENTEN (www.exponenten.com).



**Wir leben schliesslich
in einer hochkapitalistischen
Gesellschaft. Verschwendung
gilt hier als höchste Tugend.**

HARUKI MURAKAMI (1949)

Autor und einer der bekanntesten Vertreter
der japanischen Gegenwartsliteratur.



David Magnusson, *Will and Nicole Roosma, Tucson, Arizona*, aus der Serie *Purity*, 2011, Inkjet Print, Courtesy the Artist.

Bewahren durch Verzicht

In den USA gelobt jedes achte Mädchen, unbefleckt in die Ehe zu gehen. Die seit Ende der 90er Jahre bestehende Enthaltensbewegung hat sich sexuelle, geistige und emotionale Reinheit auf ihre Fahne geschrieben. Die Organisation ist insbesondere im Mittleren Westen verbreitet, dem Bibel-Gürtel der USA, wo sie die sogenannten Purity Balls organisiert. Die in der Regel 12- bis 17-jährigen Mädchen versprechen in Begleitung ihrer Väter, bis zur Ehe keusch zu bleiben. Der schwedische Fotograf David Magnusson hat einige dieser Bälle besucht und konnte Tochter-Vater-Paare gewinnen, die sich für seine Bildreihe *Purity* portraitieren liessen. In

einer ereignislosen Szenerie versucht der Fotograf, die Protagonisten möglichst objektiv zu dokumentieren. Und trotzdem wählt er für seine Aufnahmen ein sanftes, erhabenes Licht, das eine göttliche Präsenz implizieren könnte. Magnussons Fokus liegt auch nicht auf den Einzelpersonen, sondern auf der Beziehung der beiden Portraitierten zu Gott und ihrer Beziehung zueinander. Diese Form der Darstellung wirkt irritierend und erinnert an Hochzeitsaufnahmen. Umso mehr, da die Väter sich weniger als beschützende Helden als vielmehr sanfte Begleiter inszenieren und die Mädchen Entschlossenheit und Selbständigkeit betonen. nk

David Magnusson (*1983) lebt und arbeitet in Stockholm. Er studierte an der Nordic School of Photography in Biskops-Arnö. Als freischaffender Fotograf ist er unter anderem für Save the Children, das TIME-Magazin und das Svenska Dagbladet tätig. Die Serie *Purity* wurde in diversen Museen in den USA und Schweden gezeigt.

FLIESSENDE ÜBERGÄNGE

JEAN-LUCIEN GAY

Offt hört man in der volkstümlichen Kultur, dass das Praktizieren der Askese zur Ekstase führen kann. Das asketische Werk der deutschen Konzeptkünstlerin Hanne Darboven hingegen entstand zum Beispiel in einem sehr üppigen, chaotischen Atelier. So sind Enthaltbarkeit und Überfluss als Idee tief in der Kunst verwurzelt und können als Wechelseite der gleichen Medaille verstanden werden. In der Ausstellungsgestaltung thematisieren wir diesen fließenden Übergang zwischen Askese und Ekstase ganz bewusst. Dazu ist der Ausstellungsraum zwischen zwei Farbpolen aufgespannt: Er reicht von der monochromen Intensität der Askese zur polychromen Vielfalt der Ekstase. Dabei entstehen keine Abgrenzungen, sondern fließende Übergänge als Sinnbild der wechselseitigen Verbindung beider Haltungen. Nicht nur die Farbe, sondern auch die Ordnung des Raumes und die Präsentation der Objekte verfolgen ähnliche, progressive Umwandlungen: von reduziert orthogonal zu üppig chaotisch. Der Besucher bewegt sich zwischen beiden Polen in einem szenografischen Raum, der als sinnlicher Rahmen für die Inszenierung der Objekte und Kunstwerke konzipiert ist.

Die Szenografie wird primär durch einen Teppich geprägt, der erdige Rottöne mit polychromen Blautönen verschmilzt. Die farbigen Teppichstücke sind wiederverwertete, gebrauchte Messeteppiche als Upcycling-Pro-

dukte eines günstigen, wegwerfbaren Gebrauchsmaterials. Die alten Rollen werden gesammelt, geschnitten, sortiert und neu kombiniert, um grossmassstäbliche Farbverläufe in der ganzen Tiefe des Ausstellungsraums zu schaffen. Je nach Ausstellungskapitel sind die Wände rot beziehungsweise blau gestrichen und erzeugen mit dem Boden eine starke farbige Raumstimmung. Um die Orientierung des Besuchers zu erleichtern, funktioniert die Farbe zudem als Kodierung in der Chronologie der Ausstellung für die Wandteile, die Sockel und die Podeste.

Bei der Präsentation der Ausstellungsartefakte alternieren serielle Anordnungen mit inszenierten Einzelobjekten, um eine abwechslungsreiche attraktive Ausstellung zu schaffen, die den Besuchern Raum fürs Nachdenken gewährt. ●

JEAN-LUCIEN GAY leitet das Zürcher Büro des multidisziplinären Designkollektivs NAU. Er ist Architekt, Ausstellungs-Designer mit internationaler Erfahrung, unter anderem arbeitete er im Studio von Daniel Libeskind. Daneben lehrt Gay an der Accademia di Architettura in Mendrisio zum Zusammenspiel von Raum-Design und neuen Technologien.



APPETIT AUFS INTENSIVE LEBEN, KATER HIN ODER HER

LUDWIG HASLER

Auf den aktuellen Stand im Verhältnis von Askese und Ekstase bringt uns diese Nachricht, die kurz vor Weihnachten 2014 zirkulierte: Es soll jetzt eine Pille auf den Markt kommen, die uns einen Rausch beschert, als hätten wir zwei Flaschen Wein getrunken, bloss ohne die bisher lästigen Nachwirkungen. Der britische Pharmakologe David Nutt will eine Substanz gefunden haben, die das Gehirn mühelos auf Betrunkenhits-Modus schaltet, dazu auch gleich noch eine Ausnüchterungspille, dank der man „sofort wieder normal“ werde. Ein Rausch sozusagen mit An- und Aus-Knopf. Frei von Risiken und Nebenwirkungen. Wissenschaft im Dienste der Rauschoptimierung. Pharma als Produzentin reuelosen Glücks.

Liegt da die Zukunft der existentiellen Verschwendung? Dass auf den Exzess der Kater folgt, dass Rauchen umbringen kann, dass Affären die Idylle ruinieren können, das wusste man schon immer. Und man entwickelte immer schon kulturelle Formen – die Eleganz beim Rauchen, Aspirin für den Kopf, die Kunst des Flirts –, die wie eine Absolution wirkten. Vor allem war man sich einig: Das strenge Regime des Alltags erträgt nur, wer zwischendurch über die Schnur haut. Wer seine Rolle zuverlässig spielen will, muss mal aus der Rolle fallen. Sogar die katholische Kirche sah das so, sie schob vor die Fastenzeit die Periode der Fasnacht. Bevor dem Christenmenschen die Askese zugemutet wurde, sollte er sich austoben. Das liess er sich nicht zweimal sagen, ich habe die Exzesse der katholischen Fasnachtszeit im Kanton Luzern erlebt, es ging bacchantisch zu und her, subversiv, lukullisch, triebdynamisch. Es waren Tage und Nächte rückhaltloser Verausgabung. Orgien der Verschwendung, eher unsublimiert, jedenfalls ohne Gedanken an Rechnung und Kater.

Heute hat diese Ekstase ihren Platz im Rhythmus des Jahres verloren. Und damit ihre übergeordnete Lizenz. Heute ist das ganze Jahr nicht grad Fasnacht, aber doch

Party, wo immer möglich. Macht es uns verschwenderisch? Eher diszipliniert. Dieselben Manager, Ärztinnen, Politiker, mit denen ich noch vor fünfzehn Jahren beim Mittagessen bedenkenlos Wein trank, in Tagungspausen Zigaretten rauchte, sind heute clean, praktisch alle. Alkohol, Nikotin verraten nun den labilen Charakter. Je turbulenter die Zeiten, desto rigider muss sich der Mensch im Griff haben – immer fit, immer gesund, immer berechenbar. Das Regime des Alltags wird diktatorisch. Es verlangt permanente Bereitschaft zur Leistung, setzt uns stündlich auf Pikett.

Da ist eher Askese gefragt als Ekstase. Geht das Kalkül auf? Was bringt der Gesellschaft mehr: asketische Zusammenreisser – oder Verschwender? Ich plädiere – bei heimlicher Sympathie für Askese – für die Verschwendungs-Variante. Weil sie den Menschen stärker macht in einer unübersichtlichen Welt. Weil sie ihn kreativer macht in einer Welt, die immer weniger auf ihn hören will. Weil sie ihn wetterfester macht für die Unberechenbarkeiten unseres irdischen Biotops. Darum habe ich auch nichts dagegen, Verschwendung mit Luxus zu paaren. Das Wort ist verschwistert mit „Luxation“, meint „Ausrenkung“, „Verbogenheit“, „Aus-schweifung“. Eine Luxation nicht des Knochengelenks, sondern der verknöcherten Sinnlichkeit. Den eingerosteten Blickwinkel ausrenken, das Gehör umbiegen, den Geschmack ausschweifen lassen, das wäre Luxus: der Luxus einer Erfrischung der Sinne, einer Erneuerung der Empfänglichkeit – und der eigenen Verschwendung. Luxus in dieser Bedeutung heisst: alle Sinne beisammen halten – und im Zweifelsfalle auf Vernunft pfeifen.

Für Tugendwächter war Luxus schon immer des Teufels. Von der spartanischen Lebensart der Antike über die Sinnenfeindschaft der Reformatoren bis zum Öko-Spiessertum gilt: Der wahre Mensch lebt anspruchsfrei, staubtrocken. Wer sich der Üppigkeit, dem Prunk, der Verschwendung hingibt, ist dekadent – oder sündig. Solange die Luxus-Kritik derart moralisch argumentiert,

**Wäre die Welt ein einziges Sparkonto,
die Gesellschaft ein Club von Sparschweizern,
es gäbe weder Wohlstand noch Kultur.
Es gäbe nicht einmal etwas zu sparen,
weil wir noch immer auf den Bäumen sässen.**

bleibt sie stumpf. Im 17. Jahrhundert entwickelte sich in Frankreich eine Debatte, die den Luxus unter politischen und ökonomischen Gesichtspunkten diskutierte. Um 1650 erregte sich der Herzog von Sully, damals Finanzminister, über die „Korruption der städtischen Klassen durch den Luxus und sein Gefolge – Faulheit, Verweichlichung, Lüsternheit und Verschwendung“; es werde schändlich viel Geld ausgegeben „für prachtvolle Gärten und pompöse Paläste, teuerste Einrichtungsgegenstände, goldenen Zierat und Porzellangeschirr, für Festlichkeiten, Likör und Parfum“. Das tönt traditionell moralisch, doch der adelige Herr Finanzminister wettete gegen das aufstrebende Bürgertum, das sich über Luxus seinen eigenen Lebensstandard erobert.

Und dieser bürgerliche Luxus wird – anders als der höfische – produktiv; er verbraucht nicht länger, was die arme Landbevölkerung erwirtschaftet, nein, er investiert in neue Wirtschaftsformen, zum Beispiel in den Seidenbau. Hören Sie bloss, wie 1757, also hundert Jahre später, der Abbé Coyer zur Verteidigung des Luxus ausholte: „Der Luxus gleicht insofern dem Feuer, als er ebenso wärmen wie verzehren kann. Wenn er einerseits reiche Häuser zugrunde richtet, so hält er andererseits unsere Manufakturen am Leben. Er frisst das Vermögen des Verschwenders auf, aber er ernährt auch unsere Arbeiter... Wollte man unsere Lyoner Seidenstoffe, unsere Goldbeschläge, unsere Tapisserien, unsere Spitzen, unsere Spiegel, unsere Juwelen mit dem Bann belegen, so sähe ich die Folgen kommen: Mit einem Schlag lägen Millionen Arme brach, und ebenso viele Stimmen erhöhen sich, die nach Brot riefen.“

Luxus als Triebkraft des wirtschaftlichen Fortschritts, als Motor des allgemeinen Wohlstandes? „Ohne Luxus geht es nicht“, doppelte Montesquieu nach. „Wenn die Reichen nicht reichlich ausgeben, werden die Armen Hungers sterben.“ Ökonomisch leuchtet es ein. Wäre die Welt ein einziges Sparkonto, die Gesellschaft ein Club von Sparschweizern, es gäbe weder Wohlstand noch Kultur. Es gäbe nicht einmal etwas zu sparen, weil wir noch immer auf den Bäumen sässen. Fortschritt verdankt sich wie Kultur dem Überschwang, der Produktion von quantitativem wie qualitativem Überschuss.

So entspringt die moderne Welt dem Geist der Verschwendung. Und am Anfang dieser Entwicklung steht die Mätresse, die Konkubine, die grosse Amoureuse. Da sie selber sozusagen als Luxus existierte, nicht zur Nachwuchssicherung, nicht zum Haushalten, sondern zur Raffinierung des Liebeslebens, raffinierte sie auch alles um sich herum: die Kleider, die Möbel, die Palais, die Reisen, die Speisen. So jedenfalls stellt es Werner Sombart 1922 in seinem Werk *Liebe, Luxus, Kapitalismus* dar: Unter der Regie professionell sinnlicher Frauen wird der persönliche, private, egoistische Luxus erst kreiert. Früher, im Mittelalter, war Luxus unpersönlich, staatliche oder kirchliche Repräsentation, pure Machtdemonstration. Seit das Bürgertum zu Geld und Einfluss kommt, dient Luxus der „Verfeinerung“ des Privatlebens, steigert die Annehmlichkeiten, dreht an der Reizspirale. Und es ist kein Zufall, wenn dieser Luxus in der Frivolität ausserehelicher Erotik seinen Ursprung nimmt. Nichts verführt so selbstverständlich zum Verschwenden wie die zweckfreie Liebe. Erotik ist die vitalste Form sinnlicher „Luxation“.

Dass erotisch auf keinen grünen Zweig kommt, wer nur das Notwendige besorgt, weiss übrigens schon die Natur – und neigt zum Überschwang. Kein Birnbaum lebt nach dem Nützlichkeitskalkül, er produziert saftige Birnen nicht, damit Menschen genug Most haben. Er entfaltet eine Pracht, die mit purer Überlebensstrategie kaum zu erklären ist. Unter seinen Tausenden von Blättern ist keines dem andern gleich, das ist völlig unnötig, purer Luxus, verständlich nur, wenn wir – mit Adolf Portmann – denken, der Baum wolle so schön und herrlich sein und sich selber daran erfreuen. Kein Wunder, ist „luxurieren“ ein Begriff aus der botanischen Terminologie.

Luxurieren als Naturphänomen. Der Pfau mit seinem enormen Schweif ist überlebenstaktisch ein Irrwitz, das Tier wird unbeweglich, eine leichte Beute seiner Feinde. Der radschlagende Luxus hat seinen Preis, doch er ist wunderschön, und die Weibchen sind hin und weg. Noch bunter treibt es der Narwal. Sein Zahn erreicht eine Länge von zwei bis drei Metern, überaus kunstvoll in die Spirale gedreht, stets aus der linken Mundseite, während

der Zahn rechts verkümmert. Kein Meerestierforscher kann sagen, wozu das gut sein soll. Zoologen reden resigniert von der „reinen Luxusausstattung“. Ein Luxus, der dem Narwal fast zum Verhängnis wurde: Vom überdimensionierten Zahn versprachen sich Männer das Wunder permanenter Potenz.

Soll sich die Wissenschaft am Luxus der Natur die Zähne ausbeissen. Wir wollen uns seiner freuen – auch mit dem Hintergedanken einer Rechtfertigung: Am Ende ist es ein Naturtrieb, der uns am Verschwenden hängen lässt. Gegen Naturtriebe ist kein Kraut gewachsen. Wir können sie höchstens zähmen. Wohl darum spielt der Zeitgeist nicht länger Askese gegen Ekstase aus, er predigt „Genuss mit Mass“ statt Verzicht: Das Leben als Party soll Spass machen, unbedingt, aber nicht um jeden Preis, noch besser zu gar keinem Preis, also geniesst mit Mass, achtet darauf, dass ihr zeitig schlafen geht, dass die Leber gesund und ihr bis ins Alter fit bleibt. Motto: Besser locker geniessen als verkrampft verzichten. Wer Spass hat, bleibt gesund und muss nicht als aggressives Mistvieh auffallen.

Plausibel. Bloss eine Spur zu schlau. Genuss als Hilfsdisziplin der Seriosität? Erinnert mich an den Prediger, der uns einst das Fasten vor Ostern mit dem Argument schmackhaft machen wollte, Verzicht fördere Gesundheit. Damit begann meine Skepsis in die offizielle Religion. Eine Religion, die sich als Agentin des Bundesamtes für Gesundheit offeriert, macht sich überflüssig. So überflüssig wie der Genuss, der sich als lebensverlängernde Massnahme empfiehlt.

Dosierung gehört durchaus zur Kunst zu geniessen. Genuss kostet Zeit. Weil der Geschmack sich entfalten muss: beim Trinken, beim Lieben, beim Essen, beim Rauchen. Weil der Genuss flüchtig ist, investieren wir so viel Zeit in seine Vorbereitung. Wer die Speisen verschlingt, wer von Koitus zu Koitus eilt, ist ein Stümper, kein Geniesser. Wohl deshalb dominiert in der Geistesgeschichte der Typus des zurückhaltenden Geniessers. Genuss ohne Selbstbeschädigung. Genuss ja, doch mit Mass. Aber ist die Diät der Sinne noch Genuss? Der Geniesser als Zwilling des Asketen, bloss umgekehrt motiviert? Eher ist der Geniesser der potenzielle Lustmolch. Der Aufwand, den er treibt, ist nie Selbstzweck, er zielt auf den Ausnahmezustand vollkommener Lust. Und der Augenblick der Lust kennt kein Vorher und Nachher, er hebt die Zeit auf und bringt sie nicht zurück, er weiss nichts von Kalkül und Rechenschaft.

Genuss will Masslosigkeit. Feinschmecker mögen sich noch die Kosten-Nutzen-Frage stellen. Lebenshungrige interessiert sie nicht mehr. Sie sind gierig auf Leben. Sie wollen das Leben fressen, nicht unbeschadet über die Runde kommen. Sie lassen sich von Leidenschaft leiten, egal, in welche Abhängigkeit es sie bringt, egal, wie das hübsch austarierte Verhältnis von Sinnlichkeit und Vernunft durcheinander gerät. Leidenschaft stabilisiert nicht das Ich, indem sie ihm (wie der massvolle Genuss) wohl-dosierte Gratifikationen zuführt. Leidenschaft ist die Sehnsucht, das Ich zu verpulvern, zu poetisieren, ins Masslose zu treiben, zu vergessen, es jedenfalls in seinen tag-täglichen Routinen aufzulösen. Prosaisch gesagt: aus der Rolle fallen – ohne Sicherheitsnetz. Sich nicht permanent im Griff haben. Auf das disziplinarische Regime des Alltags pfeifen. Über die Schnur hauen. Sündigen, aber zünftig.

Seit wann ist es der Sinn des Lebens, jeden Kater zu vermeiden? Margarethe Mitscherlich, die grosse Dame der deutschen Psychoanalyse, sagte, als sie 92 wurde: „Das Einzige, das ich bedaure, ist, zu wenig gesündigt zu haben.“ Mit „sündigen“ meinte sie „sich verlieren“ in den eigenen Regionen des Unbekannten. Genau das leistet sich der leidenschaftliche Geniesser. Er riskiert ein ekstatisches Intermezzo, vielleicht aus Angst vor der fliehenden Zeit, jedenfalls ohne Selbsterhaltungskalkül. Verschwender verschwenden nicht dies oder jenes, sie verbrauchen nicht masslos Dinge und Ressourcen. Sie verschwenden sich selbst, ihre Zeit, ihre Energie, ihre Fantasie, sie verschwenden ihr Leben.

Woran? Je nachdem. An die Sucht nach Intensität. An den Traum vom Glanz des grenzenlosen Augenblicks. An den vergammelten Urlaub vom Sichselberseinmüssen. An den Traum, wieder kugelrund und so komplett zu sein wie einst in mythologischer Zeit, bevor neidische Götter uns halbierten. ●

LUDWIG HASLER hat als Philosoph an den Universitäten Bern und Zürich gelehrt, als Journalist war er Mitglied der Chefredaktion beim St.Galler Tagblatt und bei der Weltwoche. Seit 2001 ist er freier Publizist und Hochschuldozent. Er wohnt in Zollikon. Sein jüngstes Buch heisst: *Des Pudels Fell. Neue Verführung zum Denken* (2010, Huber Verlag Frauenfeld).

SCHLICHT SCHÖN

STEPHANIE RINGEL



Der Stuhl: hart, reduziert, Sinnbild für Askese beim Sitzen. Doch ein Werkstattbesuch in der Schweizer Holzmanufaktur Horgenglarus zeigt stillen Luxus. Ohne Verausgabung und Verschwendung wird aus dem Baumstamm kein Möbel.

Gegen den Glärnisch erhebt sich immer noch rauchend der baumhohe Kamin aus roten Ziegeln. Rundherum scheinbar lose zusammengewürfelte Produktionshallen, die ältesten von 1840. Manche der sonnenverbrannten Holzdächer und Backsteinwände flüstern dem Besucher zu: Schau uns an – was schön sein will, muss reifen!

Am Fuss des Schornsteins liegen an diesem Tag Ende Januar vielleicht ein Dutzend Baumstämme, 15 Kubikmeter, Rohstoff für zwei Wochen Arbeit. Das Buchenholz, die restlichen 15 Prozent sind Eiche, Kirsche, Nuss und Esche, kommt seit über 90 Jahren aus den Wäldern der Familie Corba rund um Vendlincourt. Auf den Höhen des Jura weht der Wind, meist ist es kühl und der Boden ist kalkhaltig. Dadurch wächst jeder Baum langsam, die Jahresringe liegen nah beieinander, die Zeichnung im Holz ist ebenmässig. Weich und hart zugleich fühlt sich der aufgeschnittene Stamm an, den vor rund 100 Jahren unsere Urgrosseltern gepflanzt haben und der von diesem Hof aus seine Reise in die Zukunft antritt: die Metamorphose in ein Möbelstück. Gesägt und auf Klötze gestapelt lüftet jeder Stamm in der Glarner Luft, bis er nur noch 19 Prozent Feuchtigkeit hat. Ein Beispiel, wie verschwenderisch viel Wartezeit die Natur ihrem Rohstoff abverlangt, bevor dieser weiterverarbeitet werden kann: Ein acht Zentimeter dickes Holzbrett muss mindestens vier Jahre trocknen, lagern und ruhen, damit es zu einer schmalen Rückenlehne werden kann.

Ein paar Schritte vom Holzlager entfernt liegt Res Schiessers Reich unter einem dieser wettergegerbten Holzdächer. Er trägt ein Edelweisshemd, eine moosgrüne Hose und im Ohr einen goldenen Stecker in Form einer Kuh. Schiessers Hände sind muskulös, die Haut ist rissig, das Lachen tief und rau. „Sitzzarge, 175 cm für Beizenstuhl“, antwortet er mir auf die

Frage, was er hier tut. Schiesser redet wenig, er liest lieber sein Holz. Hievt ein Brett aufs Rollband, schiebt es Richtung Säge und passt die Längen und Breiten an. Aus dem Stamm werden lange Bauklötze, die in diesem Stadium der Verarbeitung fast langweilig daherkommen: Kein stolzer Stamm mehr, aber auch noch nichts von edler Form, das schon als Stuhlteil erkennbar wäre. Einzig, und das ist das Geheimnis der Natur, schimmern Jahresringe als feine, ebenmässige Linien im hellen Holz. Sie sind dafür verantwortlich, dass jedes Brett seine starke, unzerbrechliche Struktur behält.

Marco Wenger, Geschäftsführer der „ag horgenglarus“, sagt: „In ihrer Einfachheit sind die Holzteile enorm komplex. Oftmals wird ein Stuhl unterschätzt, wenn man ihn anschaut. Man denkt gar nicht, dass Vorderbeine, Hinterbeine, Rückenlehne, Sitzzarge gebogen sind und nicht bloss ausgeschnitten.“ Er stösst die Tür zu einer massiven Halle auf, in der ein halbes Dutzend schwarze Fässer dampfen und die wie ein Steamer funktionieren. Das rohe, zugeschnittene Holz legt Sepp Tschudi hinein und kocht es für mindestens zwei Stunden bei 100 Grad. Tschudi ist einer der wenigen Holzspezialisten in der Schweiz, der das fast ausgestorbene Handwerk des Holzbiegens noch beherrscht und auf seinen über 100 Jahre alten Biegebänken ausübt.

Tschudi öffnet einen der Dampfkessel, nimmt ein Holzstück heraus. Er hat fünf Minuten Zeit, das nun weiche Material zu formen. Also spannt er den fünf Zentimeter dicken Klotz an einer Seite in eine Metallspange ein, dreht an einer Kurbel, die jenen um einen Metallring wickelt wie Haare um einen Lockenwickler. Wo die Enden des Holzes aufeinandertreffen, presst er sie mit einer Zwinge zusammen. Plötzlich bekommt man eine Ahnung davon, was hier entsteht. Denn die Form der Sitzzarge zeichnet sich ab, also der Teil des Stuhles, auf den später die Sitzfläche montiert wird. Der Zahn der Zeit hat die Biegebänke, alten Kochtöpfe, Zwingen und Schrauben gezeichnet. Handwerksgeräte von perfekter Form, die seltsam modern erscheinen, obwohl die Handgriffe wie 1880 durchgeführt werden, dem Gründungsjahr von Horgenglarus. Während in Horgen Stühle aus gesägtem



Stuhl „Klio“, 2014,
Studio Hannes Wettstein
für Horgenglarus.

Holz fabriziert wurden, ermöglichte die Firmenexpansion 1902 ins Glarnerland eine neue, für die damalige Zeit topmoderne Produktionsform: Möbel aus gebogenem Holz, wie der Beizenstuhl Classic.

Holz biegen braucht Zeit. Denn nach dem Rollen werden die Formen im Trocknungsraum gestapelt und während rund zehn Tagen bei 80 Grad getrocknet. Die heisse Kammer fühlt sich an wie eine Sauna, Buchenholzduft liegt in der Luft, wie immer schon. „Wir wollen konstruktiv und qualitativ den richtigen Weg wählen“, sagt Marco Wenger, „auch wenn das betriebswirtschaftlich nicht immer das Richtige ist.“

Man könnte ja die Einzelteile aus einem Brett herausfräsen. Dann muss man kein Holz mehr biegen, es gäbe keine technischen Wartezeiten. „Wir machen richtiges Handwerk, das dauert länger, kostet mehr – hält aber auch über Generationen“, sagt Wenger.

Ein Baum muss 100 Jahre wachsen, bevor er gefällt werden kann. Aufgeschnitten ruht er noch mal mehrere Jahre. Nach drei Wochen Produktionszeit ist der Stuhl in der Regel fertig – damit er die nächsten 100 Jahre genutzt wird. Zumindest ist das der Zeithorizont, den Wenger sich wünscht, befeuert vom Hype um Vintagemöbel, der auch Horgenglarus-Stühle betrifft.

Doch wo bekommen die gebogenen Teile ihre charakteristische Form als Sitzzarge, Hinterbein oder Lehne? Dafür muss man in der Produktionskette zu den Männern weitergehen, die ihre Werkzeuge so präzise beherrschen wie ein Koch sein Messer. An der Bandsäge werden Enden gekürzt, mit der Fräse Backen für die Vorderfüsse vorgeschritten. Genau, schnell, leicht sieht das aus. In der Einfachheit liegen Eleganz und Vollendung. Da braucht es keine Schnörkel und Verzierungen, keine aufwändigen Formen und Details. Keinen offensichtlichen Überschwang oder teuren Stoff zur Zier. Das Handwerk verausgibt sich in seiner Reduziertheit: indem die geformten Teile ihre letzte Form erhalten. Vom Rohling wird alles weggeschnitten, was es nicht mehr braucht, damit die Form ebenmässig und stabil wird. Bei-

spiel: Von einem acht Zentimeter dicken gebogenen Brett fallen über 50 Prozent des Holzes weg, damit eine elegante Form für die Rückenlehne herausgeschält werden kann. Die Fünfachs-CNC-Maschine, neben der die Biegebänke von 1900 aussehen wie Dinosaurier, schneidet bis auf einen Zehntelmillimeter genau.

Doch was nutzt schon der schnelle Schnitt ohne den richtigen Rohling? Oder der zusammengesteckte, verschraubte und verleimte Stuhl ohne den Feinschliff von Hand?

Zusammen mit den Designern von Studio Hannes Wettstein, einer Zürcher Architektur- und Design-Agentur, entstand in den vergangenen drei Jahren „Klio“, ein Stuhl mit Rücken- und Armlehnen (siehe Bild). „Wir wussten, die Grundform ist sehr schön, aber der Weg wird weit sein, sie in Holz zu bauen“, erinnert sich Marco Wenger. Manchmal fehlten ein bis zwei Grad Neigung an der Rückenlehne und der Stuhl sei einfach nicht richtig. Bei „Klio“ haben die Stuhlbauer und die Designer x-mal Prototypen gebaut, bis Form und Funktion gepasst haben. „Jetzt, nach drei Jahren, finden wir ihn perfekt“, sagt Wenger.

Fast alles ist Baum, wenig ist Stuhl. Ohne bedingungslose Liebe zum Detail geht es nicht. Die grosse Kunst besteht darin, aus dem Holz das Möbel so herauszuschälen, dass es auf seine Art genauso schön und nützlich ist wie ein Baum, der sich im Jura-Wind wiegt. ●

STEPHANIE RINGEL hat Politik, Jus und Kunstgeschichte studiert. Sie leitet in der Schweiz die Redaktion des Wohnmagazins *Schöner Wohnen*. Daneben ist die Journalistin für Firmen, Verlage und Stiftungen als strategische Beraterin und Autorin bei Print- und Online-Projekten tätig. Sie lebt und arbeitet in Zürich. Ihr Schreibtischstuhl ist aus Eichenholz – gefertigt in der Schreinerei ihres Urgrossvaters.

A close-up photograph of a tree trunk, showing the intricate, swirling patterns of the wood grain. The wood is a rich, dark brown color, with some lighter, fibrous sections. The texture is highly detailed, with many small cracks and grooves. A semi-transparent red rectangular box is overlaid on the left side of the image, containing white text.

Es ist wichtig,
Einfachheit nicht
mit Uninteressantem
zu verwechseln.

CALVIN KLEIN (1942)

US-amerikanischer Modeschöpfer,
der mit Designer-Jeans und Designer-
Unterwäsche berühmt wurde.

ASKESE UND EKSTASE

ALOIS MARIA HAAS

Eine kurze Kulturgeschichte zweier Begriffe, die wir zu kennen glauben und doch in ihrer wahren Bedeutung selten verstehen. Dabei prägen sie unseren Alltag seit der Antike. Und das ist gut so: Denn eine Gesellschaft, die den Ausgleich zwischen harter Übung und transzendenter Erfahrung nicht mehr zulässt, schädigt sich selbst.

„Übung macht den Meister“ ist nicht bloss eine sprichwörtliche Redensart, sondern ein geschichtlich weit zurück reichendes Kulturdiktat, dem sinnvoll zu widersprechen über Jahrhunderte hinweg niemandem je in den Sinn gekommen wäre. Um Leben erhaltende Verhaltensweisen und Denkformen anderen Menschen erzieherisch einzuprägen, waren alle Lehrer auf Repetition und Einübung angewiesen. Was zu lehren war, musste formatiert, ritualisiert und strukturiert werden, so dass die Lernenden es sich und ihrem Langzeitgedächtnis nahezu spielerisch einzuprägen vermochten. Physische, psychische und technisch-intellektuelle Lebensbewältigung wurde nur möglich im Modus der Schulung. Wo Kultur entstand, bildete sie sich in Unterrichts- und Lehr-Traditionen aus und hielt in dieser Form bis heute durch. „Schule“¹ und „Schulung“ sind die Hauptformen der *paideia*, der Erziehung. Und *askesis*², also die Übung³ war die mögliche Art ihrer Verwirklichung.

Wenn es denn möglich ist, der „Askese“ gebildeter Menschen in der griechischen, dann lateinischen Antike einen umfassenden Sinn mitzugeben, dann ist es die „Sorge um sich selbst“ – *epiméleia* oder *meléte heautoú* – einer schon von Platon geforderten Haltung, in der eigentliche „Techniken des Selbst“ entwickelt werden konnten. Die philosophischen Schulen der Antike – der Pythagorismus und Orphismus, die Stoa, der Epikureismus und der Neuplatonismus – entwickelten sukzessive im Spannungsbereich von „Theorie“ und „Praxis“, also von „Kontemplation“ und „Aktion“, verbindliche Lebensformen mental begründeter Selbstbeherrschung von Körper und Seele. Diese formten sich zur Grundlage einer „spiritualité philosophique“ (A.-J. Festugière) und humanistischen Gesinnung aus, deren Reichweite

bis weit in die Neuzeit hinein wirksam geblieben ist. Was bei heutigen Reprisen der philosophischen Spiritualität der Antike allerdings auffällt ist, dass sie im Geiste eines oft militanten a-religiösen Säkularismus durchgeführt werden. Wenn sich diese Haltung mit dem Hinweis auf den „Atheismus“ der griechisch-römischen Philosophie zu legitimieren versucht, dann trägt sie deren vielen, inständigen Berufungen auf das Göttliche kaum genügend Rechnung.

Um zu erkennen, was unter „Askese“ verstanden wird, ist Epiktets (um 50–138) Hinweisen zu folgen, der in seinen Lehrgesprächen Askese wie folgt beschrieben hat: Übungen sind keine Zirkusnummern wie Seiltanzen und Ähnliches, sondern Anweisungen im Rahmen einer ethischen Zielvorgabe:

„Es ist nicht alles, was schwierig und gefährlich ist, zur Übung geeignet, sondern nur das, was nach dem Streben nach dem Ziel unsere Anstrengung zum Erfolg führt. Was ist das Ziel unserer Anstrengung? Dass wir beim Begehren und Ablehnen ohne Behinderung sind. Weder das, was man begehrt, zu verfehlen, noch dem zu verfallen, was man ablehnt. Darauf also muss unsere Übung abzielen. Denn da es nicht möglich ist, ohne intensives und andauerndes Training sicherzustellen, dass unser Begehren sein Ziel erreicht und unsere Ablehnung erfolgreich ist, mach dir folgendes klar: Wenn du deine Übung abirren lässt auf Ziele, die ausserhalb deiner sittlichen Entscheidung liegen, dann wirst du bei deinem Begehren so wenig Erfolg haben wie bei deiner Ablehnung.“ (Diatriben 3, 12)

Aus dieser Voraussetzung – dass sich menschliches Handeln im Rahmen sittlicher Entscheidungen zu innerer Freiheit von Behinderungen zu vollziehen hat – ergibt sich eine der über Jahrhunderte bedeutsamsten Vorschriften aller menschlichen Askese, jene des *agere contra*, des „Dagegenhandelns“: Wer seine Neigungen zu sehr auf äussere sinnliche Dinge richtet, die ihm Lust verschaffen, der hat sich „auf die andere Seite des Bootes (zu) begeben, und zwar noch über das erforderliche Mass hinaus, um (sich) darin zu üben“. Ein „Asket“ definiert sich daher so als der:

¹ griech. *scholé*, lat. *schola*

² lat. *educatio, disciplina, institutio, exercitium*

³ griech. *askéin* = „sorgfältig bearbeiten, betreiben“

„... der sich ständig übt, seinem Verlangen nicht nachzugeben und seine Ablehnung nur auf die Dinge zu richten, die im Bereich seiner sittlichen Entscheidung liegen, und der sich besonders in den Situationen übt, die schwer zu meistern sind.“

Das kann so weit gehen, dass einer, der geschlagen wird, zu sich selber – die Situation beschönigend – sagt: „Stell dir vor, du umarmst eine Statue“ – was schon in die unmittelbare Nähe der Bergpredigt heranreicht, nach deren Mahnung, dem der mich schlägt, auch die andere Wange hinzuhalten ist (Matthäus 5, Vers 39).

Klar, dass Epiktet der Rolle eines ethisch gestimmten Lehrers der Philosophie einen ausserordentlichen Rang zubilligt, eine Art Berufung⁴. Mit andern Worten: Philosophie als „Liebe zur Weisheit“ besteht nicht schlicht in der Unterrichtung über gegenwärtige oder künftige Theorien, sondern stellt eine vitale menschliche *Lebensform* dar unter der Sinnvorgabe, das kostbare Gut des Lebens sorgfältig im Rahmen ethischer Voraussetzungen zu gestalten. Diese schon antike und in den genannten philosophischen Richtungen geübte Disziplin wurde nahezu bruchlos dem Christentum integriert und schuf eine geistige Gemengelage, die diesem den vollen Durchbruch gegen die starken Kräfte des Hellenismus erlaubten. Es ist zu vermuten, dass das Bekehrungswerk des jungen Christentums nicht gelungen wäre, wenn es sich nicht Bildungskomplex und Lebensform der Antike produktiv zu eigen gemacht hätte. Wenn die christliche Theologie in der Neuzeit diesen Vorgang kritisch als „Hellenisierung des Christentums“ apostrophiert und – in der dialektischen Theologie – verurteilt hat, dann ist das kaum zu rechtfertigen, da die christliche Botschaft ihre lebendige Kraft gerade *in* dieser lebhaften Rezeption bewährter antiker Ethik und Ontologie bewiesen hat und damit eine äusserst lebendige Kultur zu erzeugen vermochte.

Ein kleines Beispiel mag diese Übertragung antiker Askese in christliche belegen: Dem ägyptischen Mönch, Wüstenvater, Asket und Einsiedler *Antonius dem Grossen* (* vielleicht um 251–356) wird eine Sammlung von 170 Ermahnungen zugeschrieben, in denen die Übernahmen aus stoischen Belehrungen eine wichtige Rolle spielen. Allen voran die Mahnung zur „Übung“:

„Es ziemt sich wahrlich, dass sich die Menschen in ihrem Verhalten und ihrer Lebensweise in rechter Weise üben. Denn wenn man dies vollbracht hat, erkennt man ohne Mühe die Wahrheiten, die Gott

betreffen. Wer nämlich aus ganzem Herzen und mit ganzer Überzeugung Gott verehrt, der ist von sich aus darauf bedacht, über den Zorn und die Begierde Herr zu sein. Die Ursache aller Übel ist ja die Begierde und der Zorn.“⁵

Neben den genannten Lastern der Begierde und des Zorns, dem bei den Wüstenvätern eine ganz besonders bedrohliche Rolle zukommt, führt der Autor eine stattliche Reihe weiterer an – wie Wut, Neid, Lüge.⁶ Trotz diesen schädlichen Neigungen muss man die Energien des Guten „eifrig durch Übung besitzen... und in die Tat umsetzen“ – in „Selbstbeherrschung, Langmut, Besonnenheit und Geduld“.

Den Vorgang der durchaus kritisch konnotierten Übernahme hellenistischer Spiritualität legitimierten die christlichen Kirchenväter mit dem Verweis auf die alttestamentlichen Juden, die bei ihrem Auszug aus Ägypten deren goldene und silberne Gefässe mit sich führten. Ganz so war es nun erlaubt, die Schätze der antiken Philosophie produktiv zu übernehmen. Zugleich begründeten sie den „Raub“ mit der Überlegung, dass die Gedanken der griechischen und römischen Antike wertvollste „Samen“ oder „Keime“ des dem gesamten Menschengeschlecht eingepflanzten Logos enthalten, die bei entsprechender christlicher Neudeutung ihren Sinn voll entfalten können. So hat sich über die nächsten zwei Jahrtausende eine die Menschen einspannende Askesefähigkeit entfaltet, deren Zusammenhang mit der westlichen Zivilisation und Kultur – der Gesittung, des Rechtsempfindens und der Ethik – nicht überschätzt werden kann. Die „Sorge um die Seele“ bewog Generationen, sich Disziplinen wie Enthaltensamkeit, Gebet und Meditation einzufügen, die eine beherrschbare Sexualität mit diätetischer Nahrung, gesundheitlich hygienische Lebensweise und spirituelle Lebensorientierung zu verbinden vermochte. Insgesamt ein Konglomerat von höchster Wirkmächtigkeit in einer zukunfts- und leistungsorientierten Gesellschaft, in der bald – zum Teil in schamloser Entfremdung zum ursprünglichen Ziel – die masslose Steigerung von Produktion und Gütern das tragende Element für wenige Auserwählte wurde, die mitleidlos Kapital anhäuften.

Religiöse und später davon emanzipierte Askesetechnik als Grundpfeiler des Kapitalismus? Vieles kann diese These Max Webers noch heute stützen. In den scheinbar völlig säkularisierten Gesellschaften dominiert allerdings das Tabu, das in der aufgeklärten Ab-

⁵ Spruch 12, Philokalie der hl. Väter der Nüchternheit, I, 2004, 20.

⁶ „Die schlaffe Seele wird zugrunde gerichtet und bedudelt durch die Schlechtigkeit. Diese trägt in sich Ausschweifung, Hochmut, Unersättlichkeit, Zorn, Unbesonnenheit, Wut, Mord, Jammer, Neid, Habgier, Raub, Mühsal, Lüge, Lüsterheit, Saumseligkeit, Traurigkeit, Feigheit, Krankheit, Hass, Beschimpfung, Ohnmacht, Verirrung, Unwissenheit, Täuschung, Vergessen auf Gott. Durch diese und ähnliche Dinge wird die elende Seele bestraft, welche sich von Gott entfernt.“ (Quelle: ebda.)

⁴ Philosophie „ist ein mystisches, priesterliches Geschäft; es kommt nicht an einen jeden... Es dürfte vielleicht auch noch nicht genug sein, dass einer ein Gelehrter ist, um sich mit dem Unterricht junger Leute abzugeben. Es gehört wahrhaftig noch eine besondere Fertigkeit und Tüchtigkeit dazu, um sich mit dem Unterricht junger Leute abzugeben... vor allem muss es Gott selbst einem raten, solchen Posten zu übernehmen.“ (Diatriben 3, 21)

kehr von religiöser Unmündigkeit über diese Zusammenhänge gelegt worden ist. Trotzdem sind sie leicht und überzeugend im Kontext der Zivilisationsgeschichte von der Antike bis heute nachzuweisen.

Die Frage erhebt sich – und wird in einer neben aller Anstrengungs- und Trainingsmentalität unserer Tage immer wieder gestellt: Wie steht es mit einer die lebenslange, psycho-physische Anstrengung entlastenden Lebensform? Dessen also, was man als Wellness- und Boulevardkultur der mehr oder weniger pfleglichen Enthemmung bezeichnen könnte. Spiritualitätsgeschichtlich ist auf das Phänomen der „Ekstase“ zu verweisen, das seit den Urzeiten unserer Kultur menschliche Selbstgestaltungsformen ganz wesentlich begleitete und auch im Kontext der spirituellen „Trainingslager“ und „Seelenübungstechniken“ (Sloterdijk) von der Spätantike bis in die Neuzeit einen wesentlichen Platz einnahm. Häufig im Rahmen einer Entschädigungstaktik als Preis für asketische Bemühungen verstanden – fungiert die Ekstase als leichte Möglichkeit, der Enge des eigenen Selbst in Dimensionen übergreifender Zusammenhänge der Natur oder des Göttlichen zu enttrinnen. Nach Ausweis der meisten Religionen darf die Ekstase nicht im Rahmen eines willentlich arrangierten Konstrukts funktionalisiert werden; wer es – wie die grosse Menge der Menschen, selbst schon die Brahmanen der Vedenzzeit tranken „Soma“ zur Steigerung ihrer Opferkompetenz, – trotzdem versucht, wird gerade auf ihre Erfahrung häufig verzichten müssen. Das Heraustreten aus sich selbst trägt den Gnadencharakter einer erlösenden Befreiung, darf also nicht als Mittel zum Zweck eingesetzt werden. Der Zen-Übende, aber auch der Vedanta-Anhänger hat ganz ähnlich wie der christliche Mystiker unter Umständen ein Leben lang keinen Zugang zu *Satori*, *Moksha* oder zur „*unio mystica*“, ohne dass er damit seine asketischen Bemühungen sinnlos gemacht hätte.

Die Ekstase wird verstanden als ein seelisch radikal veränderndes Heraustreten aus empirischen Lebensbezügen in grössere kosmische oder innerseelische Entgrenzungen, sukzessive als *Eoptie*, *Epiphanie*, *Vision*, als mittelhochdeutsch *zückunge*, „Entrückung“, *Raptus*, *unio mystica*, „kosmisches Bewusstsein“, „peak experience“ (Maslov) und noch unter vielen andern Namen bekanntes, intuitiv einbrechendes Ereignis, das keine kulturellen Grenzen kennt. Sie ist als eine Art Höhepunkt nicht nur aller mystischen, sondern aller tieferen menschlichen Kosmos- und Naturerfahrungen zweifelsfrei immer schon in engstem Zusammenhang mit den Anstrengungen eines konsequent fokussierten und religiös oder spirituell orientierten Lebensgangs gesehen worden, der jedoch seit der Neuzeit bis heute immer mehr als säkular erfahren wird (Maslows „Jeder Mensch ist ein Mystiker“). Im psychologischen Rahmen kommt bei den genannten aussergewöhnlichen Erfahrungen – ob nun selbstbestimmt herbeigeführt mittels Drogen,

durch körperliche und meditative Übungen, wie Yoga, Zen, gefördert, günstigenfalls doch eher in Form eines blitzhaften Ereignisses hereinbrechend – ein intensives Moment des Gewahr-Werdens seiner selbst zum Zug. Das Ich bewegt sich in einer Art „Umkehr“ von seiner empirischen Aussenseite auf seinen „inneren Menschen“ hin und erkennt sich selbst in seiner Endlichkeit, indem sich ihm gleichzeitig unendliche Perspektiven des kosmischen Weltalls, des Gottesbezugs oder ganz einfach der unüberschaubaren zwischenmenschlichen Bezüge eröffnen. Die menschliche Existenz, Welt und Gott werden im Glücksfall als Dimensionen einer dargereichten Gabe erkannt und dankbar angenommen, selbst dann, wenn diese „Gabe“ zwiespältig oder fragwürdig erscheinen mag. Jedenfalls wird dann nicht mehr gnostisch oder existentialistisch von einem in eine verderbliche Sisyphos-Existenz geworfenen Dasein die Rede sein, sondern von einem rätselhaften Geschenk, dessen Höhepunkte intensivster Überwelt-Erfahrung eine Transzendenzmöglichkeit eröffnen, an der sowohl Religion wie Philosophie vital interessiert sein müssen.

Vor diesem Hintergrund ist der Ekstase seit den frühesten Lebensformen ein Wahrnehmungsraum in den verschiedenen Philosophien und Religionen zugestanden, der die „Überwelten“ offenhält und die Mühen der Askese erträglich macht.

Dass Ekstasen nur irritierend sein und psychiatrisch wegtherapiert werden müssten, ist ein Irrglaube bürgerlicher Zivilisationen. Schon dem Schamanismus ist nach Eliade eine Ekstasetechnik zuzuschreiben, die einen heilvollen Bezug zwischen „Ereignis“ zu Heilungszwecken, das immer ein „Er-Äugnis“ im goetheschen Sinne ist, und Askese eingeht. Der Schamane ent-äussert sich seiner selbst; und um dem Kranken Gesundheit zukommen zu lassen, nimmt er stellvertretend die Reise in die Jenseitswelt auf sich. Die Gesellschaft, die einen solchen Ausgleich zwischen harter Übung und transzender Erfahrung nicht mehr zulässt – und vieles verweist auf eine solche Gefahr! –, schädigt sich selbst. ●

ALOIS MARIA HAAS gilt als Koryphäe auf dem Gebiet der Mystik-Forschung; er ist Germanist, Philosoph und Literaturwissenschaftler. An der Universität Zürich lehrte er von 1971 bis 1999 Deutsche Literatur von den Anfängen bis 1700; seine Forschungen erstreckten sich auf die abendländische Spiritualitätsgeschichte und die Geschichte der theistischen und atheistischen Mystik. Sein jüngstes Buch *Mystische Denkbilder* ist 2014 im Johannes Verlag Freiburg i. Br. erschienen. Haas lebt in Uitikon-Waldegg (ZH).



Antal Lakner, *Wallmaster*, aus der Serie *INERS Passive Working Devices*, 1998, Courtesy the Artist, ©ProLitteris 2015, Zürich.

Handwerken im Freizeitmodus

„Workout“ heisst das Zauberwort einer modernen Gesellschaft, deren Körperhaltung sich insbesondere durch Sitzen am Arbeitstisch manifestiert. Nach acht bis neun Stunden auf einem Stuhl hockend, mühen wir uns in der Freizeit (notabene sitzend) an immobilen Sportgeräten ab. Antal Lakners ironische Antwort auf diesen zivilisatorischen Irrweg sind die *INERS*, die *Passive Working Devices*. Diese inaktiven Arbeitsgeräte transformieren eine scheinbar sinnvolle Tätigkeit in eine körperliche Ertüchtigung, die Freizeitatmosphäre und Unterhaltung mit einschliesst. Es ist unbestritten, dass die Benutzung des *Wallmasters*, indem man das Streichen einer Wand imitiert, nicht absurder ist, als das Bergrennen mit dem

Hometrainer oder die Seeüberquerung auf einer Indoor-Rudermaschine. Selbstverständlich geht es nicht darum, etwas zu vollbringen, sondern den Körper zu ertüchtigen. Doch das Verhältnis vom resultatproduzierendem Körper und der Arbeit, die sie implementiert, stellt Lakner mit seinen Maschinen auf den Kopf. Handwerkliche Tätigkeit hat in einer hochtechnologisierten Gesellschaft, wie der unsrigen, einen stetig sinkenden Stellenwert, obwohl sie oft körperlich harte Arbeit beinhaltet. Um die Wertschätzung der Zunft wieder herzustellen, adelt Lakner sie, indem er ihre Tätigkeit ins Museum bringt. nk

Antal Lakner (*1966) ist in Budapest aufgewachsen.

Von 1988 bis 1995 besuchte er die Ungarische Akademie der Bildenden Kunst in Budapest. Anschliessend weilte er als Artist in Residence in London, Kopenhagen, Berlin, New York. 2009 gründete Antal Lakner zusammen mit angehenden Architekten, Designern und Wissenschaftlern die Space Detournement Working Group.



Pinar Yoldas, *Stomaximus*, Verdauungsorgan der Plastivoren aus *An Ecosystem of Excess*, 2014, Installation, Courtesy the Artist.

Plastikinseln als rätselhaftes neues Leben

Korallenriffe gehören zu den ältesten und artenreichsten Ökosystemen der Erde und bilden eine einzigartige Symbiose aus Algen, wirbellosen Tieren und Mineralien. Dass diese durch die negativen Folgen unserer Konsumgesellschaft bedroht sind, ist keine Neuigkeit. In einem fast machiavellistischen Widerspiel wachsen in den Ozeanen Abfallinseln heran, die laut dem Umweltprogramm der Vereinten Nationen (UNEP) durch 6,4 Millionen Tonnen Kunststoff, die jährlich ins Meer gelangen, gespeist werden. Der Great Pacific Garbage Patch, eine von fünf Plastikinseln, hat inzwischen die flächenmässige Ausdehnung Mitteleuropas erreicht. Aus diesem ent-

standenen Organismus erschafft die Künstlerin Pinar Yoldas in logischer Konsequenz ein neues, exzessives Ökosystem, aus dem Lebensformen entstehen, die mit Organen zur Wahrnehmung, Verdauung oder Reinigung von Plastik ausgestattet sind und sich perfekt dieser extremen Umgebung anpassen. Angelehnt an die marine Plastisphäre, wie der Müllstrudel in Fachkreisen genannt wird, und die bereits von Mikroorganismen besiedelt und als mikrobielles Riff genutzt wird, lässt *An Ecosystem of Excess* – in Vorahnung an eine posthumane Zeit ohne Korallenriffe – Polymer-Gärten gedeihen. Eine Spezies des Überflusses wird daraus neu erwachsen. nk

Pinar Yoldas (*1979), die in Istanbul und Berlin interdisziplinär arbeitende Künstlerin, schloss 2008 mit einem Master of Fine Arts an der University of California, LA, ab. Zurzeit promoviert sie im Studiengang Media Arts and Sciences und macht parallel dazu einen Abschluss am Center for Cognitive Neuroscience.

VOM MONSTER ZUM MÖNCH

DER SLAM-POET KILIAN ZIEGLER VERWANDELT SICH
UND FINDET DIE ULTIMATIVE PILLE... ZUM GLÜCK?

Ich kann mich nur mässig mässigen, kann aufs Verzichten gut verzichten. Bin ein Verzichtmeinnicht, ein Alles-Woller. Und wenn ich ausnahmsweise nicht aus dem Vollen, sondern lediglich aus dem Fastvollen schöpfe, dann ist das für meine Verhältnisse zurückhaltend und genügsam genug – eine Art Fast-kese, wenn man so will. Ich bin nicht stolz darauf, ist dieses Verhalten doch eher jugend- als tugendhaft, mehr un- als filmreif. Bewundere ich doch, wie die Bewohner Karg'entiniens am Aske-Tisch sitzen, ihren Askäse verspeisen und in dieser Reduktion die Ekstase erleben. Das kann ich nicht, ich gehöre zu jenen, die das Fasten noch vor dem Fastenbrechen brechen. Zu jenen, welche die Sparflamme auspusten. Ich will zulangen und zu langen Wartezeiten aus dem Weg gehen. Will alles oder nichts, ganz oder gar nicht, take it or leave it. Schon die Werbung hat mich dazu aufgefordert: Nimm 2. Und Jimmy Cliff singt, dass ich es haben könne, wenn ich es wirklich wolle. Ich weiss zwar nicht, was es ist, aber unter alledem, was ich konsumiere, wird es schon zu finden sein. Freunde nennen mich bereits Richard Gier (wobei ich Rudi Völlerei bevorzuge). Kurzum, ich bin mehr Autobahn als Wartezimmer, mag die Geduld nicht dulden, die Vorfreude hat das Nachsehen.

Und obwohl ich, auf den fetten Schultern der westlichen Welt sitzend, mein Einkaufskörbchen fülle („einmal die ganze Welt, bitte, mit allem zum Mitnehmen“), fühle ich mich mitnichten ekstatisch. Dabei bin ich doch in bester Gesellschaft. Einer Gesellschaft, die alles will, in der Wissen immer zugänglich ist, wo alles sofort und immer bestellt und gekauft werden kann. In der warten die zwei Sekunden bedeuten, bis die Webseite geladen ist. Ein Druck oder Klick und es werde Licht. Eine Sofortgesellschaft – die gelebte Instant-Instandhaltung. Ein Auffangbecken für Leute wie mich, die im Delta des Überflusses zu schwimmen versuchen. Wie soll ich bloss all diesen Reizen, die auf mich zuschellen, ausweichen? Den Farben und Gerüchen, den Formen und Gefühlen? Wohin damit, wenn alle Hirne, Bäuche und Festplatten schon voll sind?

Noch so gerne würde ich mich meinem Wahn entziehen, mich bis zur Sittlichkeit zurücknehmen. Vorbilder gäbe es genug, zum Beispiel die zahlreichen stromlinienförmigen Popsternen, kein Gramm zu viel, weder an ihren Körpern noch an ihrer (ich nenne es mal) Musik. Was Talent und Inhalt angeht, sind diese (ich nenne sie mal) Künstler äusserst asketisch. Vorbildlich!

Was ich bräuchte, wäre eine Droge, analog zum Ekstase versprechenden Ecstasy: ein Askese versprechendes *Askesy*. Zwar halte ich wenig von Drogen, wird doch durch manches

Rauschmittel der Rauschmittel. Ausserdem dürfte das Nirwana auch ohne Aussenhilfe zu erreichen sein (nicht umsonst spricht man von *Nirvana unplugged*). Aber da ich der Situation ausgeliefert zu sein scheine und nichts anderes hilft, muss ich nun handeln.

Klick. Google.

Klick. „Askese, Wundermittel, selber herstellen.“

Klick. Rezept ausdrucken.

Wenig später halte ich eine nach Aromat, Zahnpasta und Brennsprit riechende Pastille in der Hand. Das ist es also, mein *Askesy*: „Vom Monster zum Mönch“ (zugegeben, am Werbeslogan muss ich noch arbeiten). Bevor ich die Pille auf meine Zunge lege, halte ich inne. Sie sollte nicht gerade zum Zölibat führen, oder mich in einen Puritaner verwandeln, aber ein kleiner Schritt hin zur Askese wäre schon schön. Dann nehme ich sie ein.

Nach wenigen Minuten zeigt die Pille erste Wirkung: Mein System fährt herunter, ich verhäng mir selbst ein Embargo und stecke die Begierde in den Umzugskarton (ich will sie zügeln). Setze es auf, mein Verzicht-Gesicht, zieh Greifer und Geifer ein und mache das, was für ein Kind der direkten Demokratie nicht einfach ist: ich enthalte mich. Und merke, die Zurückhaltung ist, was sie verspricht: eine Haltung. Mein Begehren fährt nun Smart, ich schalte Gang um Gang zurück, gleite sparsam und geradlinig. Es fühlt sich gut an. Sehr gut. Das muss sie sein, die Ekstase. Ich bin ein Ausrufezeichen; schlank und stark. Wunsch- und dranglos. Ich könnte bescheidener nicht sein.

Und damit dies so bleibt, nehme ich noch ein *Askesy*.

Und noch eins.

Und noch eins.

Und noch und noch und noch eins. ●

KILIAN ZIEGLER aus Olten (SO) ist Slam-Poet. Der 30-jährige Wortakrobat der Spoken-Word-Szene trat bislang an über 500 Poetry Slams im In- und Ausland auf. Er gibt Workshops und hält Vorträge an Schulen, moderiert Veranstaltungen, schreibt Kolumnen, Auftragstexte und ist Mitbegründer der Lesebühnen Wortklang (Olten) sowie Schreib & Seele (Basel). Seit September 2013 tourt er mit seinem ersten Bühnenprogramm *The Phantom of the Apéro – ein Wortspielbuffet* durch die Schweiz. Der Solothurner Pianist Samuel Blatter begleitet ihn dabei auf dem Klavier.

DAS GEHEIMNIS DER MUSIK

ELMAR WEINGARTEN

Die Sehnsucht nach Einfachheit und die Lust am Überfluss kommen in der Musik hörbar zusammen. Doch – wo führt das hin?

Gegensatzpaare sind bisweilen ärgerlich. Das gilt insbesondere für Paarbildungen wie Verzichten versus Verschwenden, Askese versus Ekstase, Einfachheit versus Komplexität, Bescheidenheit versus Luxus. Das Ärgerliche daran ist, dass es – im Sinne gesellschaftlicher Akzeptanz und moralisch hoch bewertetem Verhalten – sinnvoll scheint, sich irgendwo in der Mitte einzurichten. Das Weltkind in der Mitte zu werden, gilt als ein erstrebenswertes Ziel unserer Sozialisation. Dort, im meist langweiligen Mittelmaß, spielt es mit seinen Bausteinen, lernt mit seinen Mitmenschen umzugehen, lernt die Normen und Werte, die man braucht, um reibungslos zu funktionieren. Und das Weltkind in der Mitte lernt vor allem auch, wie weit es gehen kann und dass man nicht zu weit gehen darf; tut man dies, setzt es sofort grössere oder kleinere Hiebe.

Andererseits kennen wir die Lust auf Normverletzungen, die Lust auf Übertreibungen, die Sehnsucht nach neuen Lebensformen, das Unbehagen am wohligen Eingrichtetsein im immergleichen, langweiligen Gehäuse gesitteter Wohlanständigkeit. Nichts Neues entwickelt sich ohne die Übertreiber, in welche Richtung auch immer. Das Neue kann grossartig sein, kann aber auch schreckliche Folgen haben. Wir vertrauen daher zu Recht auf die unbändige Kraft gesellschaftlicher Sanktionsmöglichkeiten, um die Übertreiber einzufangen und um Ordnung wieder herzustellen. Im Kleinen gelingt das in der Regel gut. Die grossen, aus Übertreibungen entstehenden gesellschaftlichen Katastrophen haben sich nur allzu oft als nicht beherrschbar erwiesen.

Die Künste leben von den genialen Übertreibern. Diese Neuerer verharren nicht im Geschmack der Zeit.

Die Künste leben von den genialen Übertreibern.

Denn „wer nur mit der Zeit geht, geht mit der Zeit“ (Stadelmaier). Das ist Ludwig van Beethoven nicht passiert. Er ist das beeindruckendste Beispiel eines unverblühten Neuerers. Was er in seinen späten Streichquartetten und Klaviersonaten angestellt hat, war himmelstreichend und empörte das Publikum. Er hat sich die brennende Seele aus dem Leib geschrieben. Und was zu hören war und er selbst nur noch mit seinem inneren Ohr hören konnte – verstörte die Zuhörer. Sie ahnten wohl, dass hier etwas für die Fortentwicklung der Musik Bedeutsames geschah. Denn diese Musik brach aus, verliess das „klassische Mass“. Sie verliess die eingespielten Gesetze der Kompositionstechniken. Einzelne Streichquartett-Sätze hatten plötzlich Überschriften wie „Der schwer gefasste Entschluss: Muss es sein? Es muss sein!“. Bis heute rätseln wir, was Beethoven gemeint haben könnte. Alles Herkömmliche hat er bezweifelt. Ganz neue Formen und Ausdrucksmöglichkeiten hat er gefunden. Sie sollten nicht folgenlos bleiben. Sie mussten sein. Die Nachfahren haben sich an Beethoven und seinen kühnen Schöpfungen die Zähne ausgebissen. Das Geniale in seinen Übertreibungen zu erkennen, schien eine ganze Weile unmöglich. Noch einigermassen gewählt sich ausdrückend, hat ein Londoner Kritiker das 1837 so beschrieben: „Beethoven, dieses ausserordentliche Genie, war gänzlich taub in den letzten zehn Jahren seines Lebens, während derer seine Kompositionen eine völlig unverständliche Wildheit angenommen haben. Seine künstlerische Phantasie konnte sich nur noch aus den Ruinen seiner Sinnesorgane speisen“.

Doch in der Musik gibt es das Andere auch. Beethoven war ein leidenschaftlicher Ekstatiker, ein Grenzüberschreiter. In unserer Zeit verkörpert der Ungar György Kurtág den Gegentypus des nicht minder leidenschaftlichen, aber zur kompositorischen Askese neigenden Künstlers. Voller Skrupel erkämpft er sich jeden Takt,

Das Faszinierende an der Musik ist wohl, dass die Erscheinungsformen unendlich vielfältig sind. Sie ist die emotionalste aller Künste.

scheint ständig sich zu fragen „Muss es sein?“. Und letzten Endes ist seine Antwort dann doch: „Es muss sein!“ Faszinierende Klangkunst entsteht in kleinen und kleinsten Formaten. Selten traut er einem grossen Orchester seinen filigranen Kompositionsstil zu. Mit minimalen Mitteln schafft Kurtág Grosses. Viele kleine Klangjuwelen, in denen jeder Takt seine eigene Bedeutsamkeit hat, haben sich so im Laufe der Jahre zu einem singulären Gesamtwerk gefügt.

György Kurtág erfüllt in unserer Zeit, der es nicht laut genug sein kann, die Sehnsucht nach dem ursprünglichen Wesen der Musik. Vor ihr ist nichts als Stille. Und aus der Stille erwächst sie mit all ihren dynamischen Möglichkeiten. Das geschieht bei ihm nicht in grossen akustischen Gesten, in expansiven Klangexplosionen. Es geschieht in feinsten Ausdifferenzierungen der Klänge, die zueinander in sinnhafte Beziehung gesetzt werden. Die akustische Umwelt, in der wir heute leben oder das Leben aushalten müssen, ist anders. Sie dröhnt uns voll. Sie verfolgt uns überall hin. Sie schert sich den Teufel um Qualität, erst recht nicht darum, was wir auszuhalten in der Lage sind.

Das Faszinierende an der Musik ist wohl, dass die Erscheinungsformen unendlich vielfältig sind. Sie ist die emotionalste aller Künste. Ohne eine innere seelische Bereitschaft können grosse Werke der Musik nicht genossen werden. Doch hat die Musik im Lauf der Jahrhunderte eine rasante Entwicklung erlebt. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts ist sie gar olympisch geprägt. Aus dem Credo der Sportler „Schneller, Höher, Weiter“ wurde im Musikleben des 19. und insbesondere des 20. Jahrhunderts „Schneller, Grösser, Lauter“. Das erstarkende Bildungsbürgertum entwendete dem Adel das bisherige Privileg, ganz unter sich, im Kreise Gleichgestellter, im noblen Ambiente Musik zu geniessen. Die Musik zog in die Mitte der Städte und wurde dort in

den immer grösser werdenden und opulenter ausgestatteten Konzertsälen heimisch. Auch die Orchester wurden zahlreicher und grösser und immer mehr Musiker sahen im Musizieren ihre Lebensaufgabe, ihren Beruf. Aus den Dilettanten wurden professionelle Musiker.

Und die Orchesterwerke, immer umfänglicher und grösser besetzt, dauerten länger und brauchten grössere Säle. Mahlers *Sinfonie der Tausend* war 1910 der – allerdings nur vorläufige – Höhepunkt. Immer wieder entstand und entsteht auch heute noch Monumentales, aber eben auch Verrücktes und Überflüssiges und Kurioses, beispielsweise ein Konzert mit 160 Violoncelli.

Hinzu kommen die rasanten technischen Verbesserungen insbesondere bei den Blasinstrumenten. Sie sind heute leichter virtuos zu spielen. Sie sind allerdings auch entschieden lauter geworden. Die Verfechter der „historisch informierten Aufführungspraxis“ beklagen den Verlust an Klangfarben, der mit dem Gewinn an grösserer Lautstärke erkaufte worden ist. Vor Jahren war es in Orchestern noch verpönt, mit Ohrstöpseln zu musizieren. Heute bringt man Verständnis dafür auf. Man ist sich einig, dass der *Sacre* von Igor Strawinsky zwar grossartig, aber ganz sicher für das Gehör der Musiker gesundheitsschädlich ist. Auch die Streicher haben einen Weg gefunden, bei der wachsenden Lautstärke der Orchester mitzuhalten. Das Vibrieren mit den Fingern auf den Saiten der Streichinstrumente erzeugt einen Ton, der der menschlichen Stimme, die ja auch vibriert, ähnlich ist. Vor allem aber wird der Ton hierdurch lauter. Haben zunächst nur die grossen Geigenvirtuosen sich des Vibratos bedient, um in einem Violinkonzert das Orchester zu überstrahlen, so fing man in den zwanziger Jahren auch in den Streichergruppen der Orchester zu vibrieren an. Der Klang der Orchester ist dadurch voluminöser und eben vor allem auch lauter geworden. Die Gegenbewegung hin zu klanglicher Askese

gibt es freilich auch. Barockmusik wird heute nur noch selten von den grossen Sinfonieorchestern aufgeführt. Diese überlässt man jenen Ensembles, die sich dem Originalklang verpflichtet fühlen, also auf Streichinstrumenten mit Darmsaiten spielen sowie mit Holzblasinstrumenten ohne Klappen und sehr viel kleiner dimensionierten Posaunen und Trompeten.

Die Lust am Überfluss hat sich auch beim Ausdeuten emotionaler Gehalte von Musik ausgetobt. Das vielleicht verwirrendste Beispiel ist das berühmte Adagietto aus Gustav Mahlers fünfter Sinfonie. Als Filmmusik durchzieht es Viscontis Thomas-Mann-Adaptation *Tod in Venedig*. Mahler hat es als kleinen Liebesgruss an seine Frau Alma eingefügt. Bruno Walter, mit Mahler eng befreundet, lässt es vor achtzig Jahren in siebeneinhalb Minuten als schlichtes Lied an uns vorbeiziehen. Heute wählen die meisten Dirigenten ein sehr viel langsames Tempo, was das Stück bis zu 12 Minuten dauern lässt. Bei dem sonst so notenfixierten Hermann Scherchen sogar doppelt so lang wie bei Bruno Walter. So wird aus einem eher schlichten Liebeslied ein aufgeladenes, herzerreissendes, sich alle Zeit der Welt nehmendes Liebesdrama.

Aber man sollte noch einen kritischen, nicht risikofreien Schritt in eine andere Richtung wagen. Orchesterale Hypertrophie, im Sinne von immer mehr, ist nicht nur bei den zunehmend lauter werdenden Klangkaskaden erkennbar oder darin, dass Langsames zu langsam und Schnelles immer schneller gespielt wird. Heute hat die technische Perfektion der Orchester, all ihrer Mitglieder, ein vor Jahren noch nicht vorstellbares Ausmass angenommen. Technische Perfektion und klangliche Brillanz sind die obersten Ziele des gemeinsamen Musizierens im Orchester. Man könnte einwenden, dass es irgendwo eine Grenze der Perfektion gibt, jenseits derer sich zusätzlicher künstlerischer Wert nicht mehr einstellt. Der amerikanische Kritiker und Komponist Virgil Thomson hat seinen Eindruck beim Hören eines der grossen amerikanischen Orchester so formuliert: „Die Oberfläche wird so gleissend glänzend, dass man gleich-

sam geblendet nichts Weiteres wahrnehmen kann.“ Was die Orchester spielen, klingt so prächtig und schön, dass darüber der Wert des gespielten Stückes und worum es in ihm geht, aus dem Blick gerät und nebensächlich wird. Das Streben nach übertriebener technischer Präzision ist vielleicht auch der Grund dafür, dass sich die Orchester in ihrem Charakter bei weitem nicht mehr so stark voneinander unterscheiden, wie sie das einst taten.

Vielleicht ist gerade dies das Geheimnis der Musik: In ihr finden besonders eindrücklich die Sehnsucht nach Einfachheit und die Lust am Überfluss zusammen, sie macht nachdenklich und führt immer wieder zu neuen, aufregenden Hörerlebnissen. ●

ELMAR WEINGARTEN ist Geschäftsführer und Vorsitzender der Künstlerischen Kommission der Festspiele Zürich. „Musik war schon immer mein Lebenselixier“, sagt der promovierte Soziologe über seine Leidenschaft für die Musik, und hat sie deshalb früh zum Hauptberuf gemacht. Als Musikmanager war er unter anderem langjähriger Intendant der Berliner Philharmoniker, Kurator des Berliner Hauptstadtkulturfonds, und zuletzt Intendant der Tonhalle Gesellschaft Zürich. Er gilt als Garant für solide, aber zukunftsorientierte, neugierige Musikprojekte. Elmar Weingarten lebt mit seiner Familie in Zürich.



**Auch die Verzweiflung
hat ihre Ekstase.**

Aus „Les Misérables“

VICTOR HUGO (1802-1885)

Er begründete als Schriftsteller
die französische Romantik.
Sein Buch „Notre-Dame de Paris“
gilt als bedeutendster Historien-
roman.



Uli Westphal, *Lycopersicum III*, 2013, aus *Cultivar Series*, 2010 bis heute, Lambda Print, Courtesy the Artist.

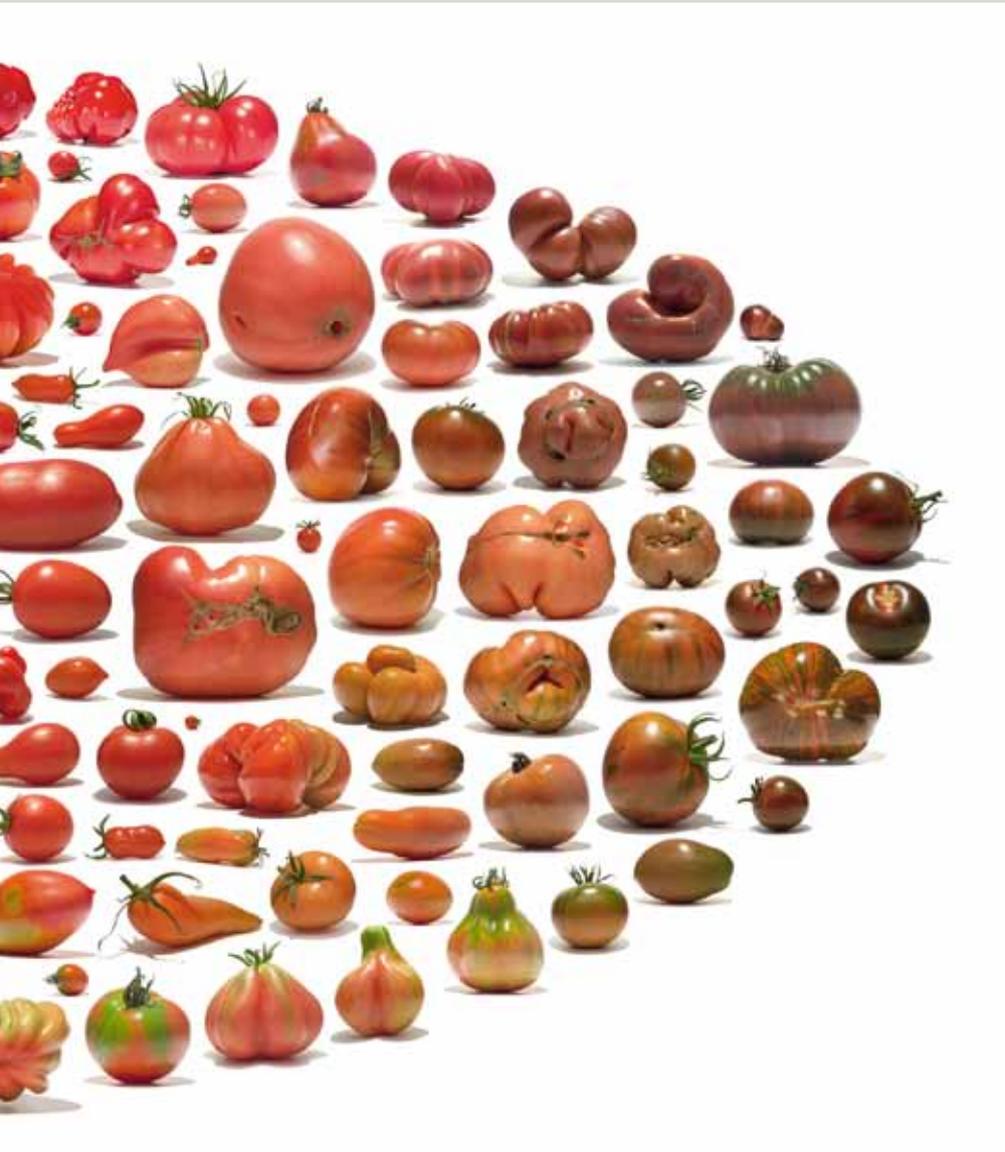
Die Natur hat es gegeben, der Mensch hat es genommen

Als 1988 die EU in der Verordnung Nr. 1677/88/EWG festlegte, dass eine Gurke der Handelsklasse „Extra“ maximal eine Krümmung von zehn Millimetern auf zehn Zentimeter Länge aufweisen darf, zogen Gleichförmigkeit und Monotonie in unseren Speiseplan ein. Gewiss ist es nicht die Schuld der EU-Bürokratie, dass sich bei Obst und Gemüse die einst enorme Vielfalt auf ein paar wenige Designprodukte reduziert hat. Dennoch will Uli Westphal kein Retortengemüse essen und dem Treiben,

dass einwandfreie Produkte weggeworfen werden, nur weil sie die falsche Form haben, nicht länger zusehen. Gemäss der Ernährungs- und Landwirtschaftsorganisation der UNO sind über drei Viertel der genetischen Vielfalt unserer Nutzpflanzen aufgrund von Konsolidierung und Industriemethoden verlorengegangen. So hat „Noah“ Westphal beschlossen, die Sortenvielfalt nicht alleine den Saatgutbanken zu überlassen, sondern selbst die ausgefallensten Früchte, Knollen, Pilze und Gemüse auf

Uli Westphal (*1980) lebt und arbeitet in Berlin.

Er studierte Bildende Kunst in den Niederlanden, den USA und in Deutschland. Seine Arbeiten sind durch naturwissenschaftliche Methoden und Stilmittel gekennzeichnet. So bestehen seine Werke oft aus Sammlungen, Klassifikationen und Versuchsanordnungen.



der Dachplantage seiner, wie er sagt, Arche, zu kultivieren. Daraus ist ein Archiv mit einer fotografischen Sammlung von nicht-standardisierter Pflanzennahrung entstanden, die dokumentiert, was die Natur uns an Fülle zu bieten hätte. So illustriert die Fotocollage *Lycopersicum III* das riesige Spektrum an Formen und Farben am Beispiel der Tomate. Und auch Westphals Menüplan ist mittlerweile geprägt von verlockend-tönenden Tomatensorten wie Amish Pasta oder Slivi Limonje. nk

ISS

DEINEN TELLER

LEER!

INGRID SCHINDLER

Warum essen wir nur noch Edelstücke und verwerten nicht das ganze Tier? Ein Plädoyer für den Essenstrend „Nose to tail“. Er feiert mehr von weniger auf unserem Teller.

Et dien Töller leddig, dann
giff dat mon goodes Wedder.
Ostfriesische Redensart

Verstehen Sie Platt? Nein? Aber Sie kennen sicher die hochdeutsche Version des niederdeutschen Spruchs „Iss deinen Teller leer, dann gibt es morgen schönes Wetter“. Die Redensart mit der seltsamen Logik hat schon viele Menschen im letzten Jahrhundert gross und stark gemacht. Auch mir haben Grossmutter und Vater den Einfluss des Tellers auf das Wetter eingebläut. Die Mutter war diesbezüglich weniger streng.

Bis heute habe ich nicht verstanden, warum Petrus wegen eines – meines! – Tellers die Sonne scheinen lassen wollte oder auch nicht. Und warum ich schuld am Regen sei, bloss weil mir die samstägliche Wurstorgie bei uns Zuhause ein Graus war. Ganz schlimm: Die obligate Weisswurst und die weissgraue, wabblige Wollwurst. Noch schlimmer: Die Portion Lüngerl mit Knödel, die mir mein Vater gern zwecks kulinarischer Bildung im Wirtshaus Zu den Drei Rosen bestellte, wenn wir in der Münchner Innenstadt waren. Trotz seiner Tiraden konnte ich weder Lunge noch Semmelknödel etwas abgewinnen und den Teller leer essen. Nur bei Kutteln hatte er ein Einsehen. Ansonsten hiess es, „gegessen wird, was auf den Tisch kommt“. Ohne Wenn und Aber. Dankbar und froh sein, dass es überhaupt etwas zu essen gäbe. Also weiteressen, auch wenn du nicht magst.

Zum Glück erzieht man mittlerweile anders. Wer satt ist, hört auf. Wem es nicht schmeckt, der fängt gar nicht erst an. Auch das Tempo hat sich verändert. „So wie

man isst, arbeitet man“ war einmal. Hinunterschlingen ist passé, heute pflegen wir das gute Kauen. Jeden Bissen mit Bedacht geniessen, beten uns „du-bist-was-du-isst“-Propheten, Gesundheits- und Achtsamkeitsapostel vor. Wir essen kultiviert, weil es auch morgen noch etwas zu essen gibt, und brauchen uns keine Speckpolster gegen Krankheit, Krieg und Hungersnot zuzulegen.

Nütz z'esse, nütz z'trinke
ond an e ke Geld
ond gliich goht's all wiiter
ond loschtig där d'Welt.
Appenzeller Volkslied

Unser Essverhalten ist ein Spiegel der Umstände, in denen wir leben. Uns gehts gut. Wir haben keine Not, die erfinderisch macht, sondern Überfluss. Alles ist erhältlich. Frische Beeren im Winter, Austern auf der Alp, Hummer in der Skihütte, Trüffel in der Pizzeria. Das Besondere ist zum Alltagsfood verkommen. Glücklicher und zufriedener sind wir deswegen nicht. Im Gegenteil, wir setzen so viele Highlights, dass sie uns verlorengehen. Die Konturen haben sich verwischt, die Zäsuren zwischen Fasten und Festen, Askese und Ekstase im Einheitsbrei des Geniessens aufgelöst.

Je nach Einkommensklasse entfallen in der Schweiz heute zwischen 4,8 und 12,8 Prozent des Bruttoeinkommens auf Nahrungsmittel und Getränke. Das ist ein Bruchteil dessen, was unsere Eltern und Grosseltern dafür aufwenden mussten. Wir können uns täglich Fleisch auf dem Teller leisten – und das Fitnessstudio dazu – und tischen es auch kräftig auf. Immer nur das Beste, Edelstücke wie Filet, Entrecôte, Schnitzel, oder „faules“ Fastfood wie Nuggets, Burger und andere industriell verarbeitete Lebensmittel, die wir nicht mehr mit einem Tier in Verbindung bringen. Jeder Schweizer verzehrt im Schnitt 1 kg Fleisch pro Woche – rund 52 kg im Jahr, Säuglinge, Kinder, Betagte, Vegetarier, Flexitarier und Veganer eingerechnet. Veggie-Days zum Trotz herrscht ungetrübte Fleischeslust.

Der Mensch weiss schon immer, dass Verzicht den Genuss grösser macht. Askese bedingt Ekstase und umgekehrt.

En de kloinschte Täschla
send oft de beschte Sächla.
Schwäbische Redensart

Sich etwas vom Mund absparen, viel aus wenig machen, teilen und tauschen haben wir verlernt. Auch das Zaubern und Tricksen. Es braucht heute keine maskierten Speisen wie Pasteten, Krautwickel oder gefüllte Teigwaren, um Fleisch darin zu verstecken, das streng genommen an zahlreichen christlichen Fastentagen verboten ist. Der schwäbische Ausdruck für Maultaschen bringt die Sache auf den Punkt: Herrgottsbscheisserle.

Wir kochen keine Ochschwänze und Suppenhühner mehr aus, um schmackhafte, vor Kraft strotzende Lebenselixiere zu erhalten. Und aus heutiger Sicht sind viele Zutaten von früher minderwertig, ja, unzumutbar. Köpfe, Knorpel, Knochen? Schlachtabfälle! So etwas kommt uns nicht auf den Tisch. Sogar bei butterzarter Leberli mit Rösti winken viele mit Entsetzen ab.

„Roast bone marrow & parsley salad“ stehen im Londoner St. John Restaurant tagtäglich auf der Karte. Die gerösteten Markknochen wurden quasi zur kulinarischen Visitenkarte des Lokals, das für Foodlovers, Spitzenköche und Verfechter des puren Geschmacks von New York bis Tokio zum Mekka der grundehrlichen, guten Küche geworden ist. Begabte Jungköche aus aller Welt reissen sich darum, hier zu lernen, wie man Herz und Nieren mit Hirn und Liebe kocht, wie man so einfach wie köstlich Radiesli oder Kohlräbli serviert oder Nachspeisen Substanz verleiht. Slowfood im besten Sinn.

Die Teller, auf denen die Delikatessen türmchen- und schäumchenfrei ohne Effekthascherei daherkommen, sind wie das Ambiente schlicht und weiss. Fergus Henderson (52), der Mann hinter dem Erfolg, ist Architekt, das Kochen hat er nicht gelernt. Sein Anliegen: Respekt vor der Nahrung, Respekt vor dem Tier. Seine Formel: Nose to Tail Eating. „Man wird dem Tier, das man schlachtet, nicht gerecht, wenn man es nicht ganz

verwertet. Es gibt eine Menge Gaumengenüsse jenseits von Filets, sowohl in punkto Geschmack als auch in der Konsistenz“, sagt er. Hendersons Kochbücher sind Kult. Sie gehören zu den einflussreichsten Werken kulinarischer Literatur und sind klare Statements gegen Verschwendung, Massentierhaltung, Borniertheit und das Vergessen früherer Fertigkeiten. Kurz, sie sind „mehr von weniger“, weiter gedacht. Denn, wer das Schlachtier höher schätzt, indem er alles verwertet, verbraucht weniger „edles“ Fleisch und bereichert ungemein den Speiseplan.

Der Geist ist willig,
aber das Fleisch ist schwach.
Matthäusevangelium

Der Mensch weiss schon immer, dass Verzicht den Genuss grösser macht. Askese bedingt Ekstase und umgekehrt. Da der Geist zwar willig, das Fleisch jedoch schwach ist, behilft er sich seit jeher mit Gott und Göttern. Egal, welcher Religion und von welcher Couleur, takteten „von oben“ verordnete Fest- und Fastenzeiten das Jahr. Götterspeise war zu keiner Zeit ein einfacher Getreidebrei. Der Mensch opferte den Göttern am liebsten, was er selber gerne ass. Freilich nicht die besten Stücke, sondern Schlachtabfälle. Die Edelstücke behielt er für sich. Am Opfertier sind die verschiedenen Geschmäcker abzulesen: Die alten Griechen hatten eine Schwäche für Ochsenfleisch, frühe Christen für „Opferlamm“, Araber für Hammel und die Germanen für Pferd. Wildpferdorgien griffen derart um sich, dass Papst Gregor III. den heidnischen Pferdehunger mit Tabus belegte. In einem Verdikt von 732 stigmatisierte er es als unrein, ungesund und verabscheuenswert. Mit Erfolg: Viele haben heute noch Vorbehalte gegenüber dem ausgesprochen gesunden Pferdefleisch.

Den kulinarischen Höhepunkt im Festtagskalender markierte in unserer Kultur nicht etwa der höchste christliche Feiertag, sondern das Ende des bäuerlichen Jahres. Der Stichtag, an dem der Zehnt, die Abgaben an den Feudalherren, fällig war, fiel mit Martini, dem Festtag

Nach dem grossen Fressen war Fasten angesagt. Die Kirche sieht nach St. Martin wie nach dem Aschermittwoch 40 Tage Fasten vor.

des heiligen Martin von Tours, am 11. November zusammen. Ein günstiger Zeitpunkt zum Feiern, vielmehr der beste! Die Arbeit war getan, die Feldfrüchte eingefahren, das Vieh in den Stall getrieben, die Ernte verkauft. Zu keiner Zeit im Jahr standen mehr Nahrungsmittel zur Verfügung und war der Zeitpunkt fürs Schlachten geeigneter. Die Bauern hatten Zeit, die Schlachttiere zu verarbeiten und reiche Vorräte anzulegen. Dank der sinkenden Temperaturen verdarben die empfindlichen Teile nicht so schnell. Zugleich musste so weniger Vieh durch den Winter gebracht werden. Die Metzgete an Martini ist Nose to Tail in Reinkultur. Jeder Zentimeter Schwein wurde verwertet. Nach dem grossen Fressen war Fasten angesagt. Die Kirche sieht nach St. Martin wie nach dem Aschermittwoch 40 Tage Fasten vor.

Gruss an die Küche

Am 12. November muss es zwangsläufig grauenhaftes Wetter geben, denn wer isst schon beim Martinimenu in der Beiz jeden seiner vielen Teller leer? Kultiviert wie wir sind, essen wir bei privaten Einladungen dagegen den letzten Bissen auf, bevor wir Messer und Gabel schräg über den leeren Teller in 20-nach-4-Position ablegen. Dies signalisiert: Es hat geschmeckt, ich bin satt, es war genug, ich möchte keinen Nachschlag mehr.

Was bei uns höflich ist, brüskiert in anderen Teilen der Welt den Gastgeber. Das wurde mir vor nicht allzu langer Zeit bei einem Estandessen neuer Nachbarn aus China klar. Dort, wie in vielen anderen Teilen der Welt, etwa der Türkei, Indien oder Russland, wird man uns, auch wenn sich bereits die Bäuche biegen, zum Weiteressen nötigen, solange wir keinen Anstandsbissen übrig lassen. In China darf man ungeniert schlürfen, schmatzen, rülpsen, mit vollem Mund reden oder aufs Tischtuch kleckern, das ist alles höflich und bedeutet, das Essen ist gut. Darauf meinte ein Nachbar aus Norddeutschland: „Auf Platt sagt man: Et dien Töller leddig, dann giff dat mon goodes wedder!“

Da war sie wieder, die Redewendung aus der Kindheit. Die Chinesen verstanden nichts. Der Nachbar übersetzte: „Iss deinen Teller auf, dann gibt es auch morgen wieder etwas Gutes.“ Da ging mir ein Licht auf. Die falsche Übersetzung wurde überliefert. Aufessen hat gar nichts mit Wetter zu tun, sondern impliziert ein Kompliment an die Küche. Der leer gegessene Teller ist doch die beste Motivation für den Koch, am nächsten Tag von Neuem etwas Gutes zu kochen. Logisch. ●

INGRID SCHINDLER. Die St.Gallerin mit Münchener Wurzeln ist Germanistin und Romanistin und lebt seit 25 Jahren als Journalistin in der Schweiz. Sie hat sich auf Lifestyle-Themen (Food, Reisen, Landleben) spezialisiert, für die meisten grossen Zeitungen im Land geschrieben und gehörte zuletzt dem Gründungsteam der *Schweizer Land-Liebe* an.



**Affektierte Einfachheit
ist raffinierter Betrug.**

FRANÇOIS DE LA ROCHEFOUCAULD (1613-1680)
Französischer Adliger und Offizier, Aufständischer
gegen das absolutistische Regime. Er schrieb gesell-
schaftskritische Bücher in denen er über die Natur
des Menschen reflektiert.



Yvonne Scarabello, *HAB+GUT*, Installation (Detailansicht), 2005, Courtesy the Artist.

- | | |
|---|---|
| 1 <i>Ablagen – Inventar Nr. 000.000.968</i> | 11 <i>Kabel – Inventar Nr. 000.002.042</i> |
| 2 <i>Die Schnellste – Inventar Nr. 000.002.193</i> | 12 <i>Knöpfe – Inventar Nr. 000.000.908</i> |
| 3 <i>Fahrzeugausweis – Inventar Nr. 000.000.731</i> | 13 <i>Salbei – Inventar Nr. 000.001.599</i> |
| 4 <i>Gläser Inventar – Nr. 000.000.831</i> | 14 <i>Schlüssel Engelstrasse – Inventar Nr. 000.000.720</i> |
| 5 <i>Kürschnermesser – Inventar Nr. 000.000.405</i> | 15 <i>Topolino – Inventar Nr. 000.002.099</i> |
| 6 <i>Le Fast Foonk – Inventar Nr. 000.001.498</i> | 16 <i>Turnschuhe – Inventar Nr. 000.000.580</i> |
| 7 <i>Messband – Inventar Nr. 000.001.023</i> | 17 <i>Useme von Relax – Inventar Nr. 000.000.833</i> |
| 8 <i>Pastamaschine – Inventar Nr. 000.000.846</i> | 18 <i>Velo – Inventar Nr. 000.001.570</i> |
| 9 <i>Amulett – Inventar Nr. 000.001.473</i> | 19 <i>Victorine – Inventar Nr. 000.001.506</i> |
| 10 <i>Intercomestibles – Inventar Nr. 000.001.847</i> | 20 <i>Cakeform – Inventar Nr. 000.000.040</i> |

Man ist, was man hat

Die Künstlerin Yvonne Scarabello kam vor zehn Jahren, nachdem ihre Versuche, sich zeichnerisch oder filmisch zu portraituren nicht ihre Erwartungen erfüllten, zum Schluss, dass ihr *HAB+GUT* ein geeignetes Abbild ihrer selbst darstellen könnte. So begann sie alle Dinge, vom Aschenbecher bis zur Zahnbürste, zu ordnen, zu fotografieren und zu archivieren. Entstanden ist eine umfangreiche Dokumentation, „ein Warenkatalog“, wie die Künstlerin sagt, mit einem Inventar von mehr als 2000 Artikeln. Aus diesem Archiv kristallisierte sich, so findet

die Künstlerin, das angestrebte Selbstbildnis heraus. Es ist eine Bestandsaufnahme, die das eigene Leben in Ausschnitten dokumentiert und gleichzeitig Teil des Alltags ist. Je nach Anordnung der Bilder, stellt das Gedächtnis andere Verknüpfungen her und es resultieren neue Gedanken oder Erinnerungen.

Scarabello hat mittlerweile begonnen, ihren gesamten Hausrat in einer Datenbank zu erfassen und zu dokumentieren. Diese Datenbank dient als Basis für kommende Projekte, als Tagebuch und Notizheft und zeichnet die

Yvonne Scarabello (*1969) lebt und arbeitet in Frauenfeld.

Sie absolvierte ihre Ausbildung an der F+F Schule für Kunst und Mediendesign.

Seit 2002 ist sie freischaffende Künstlerin.



9



10



11



12



13



14



15



16



17



18



19



20

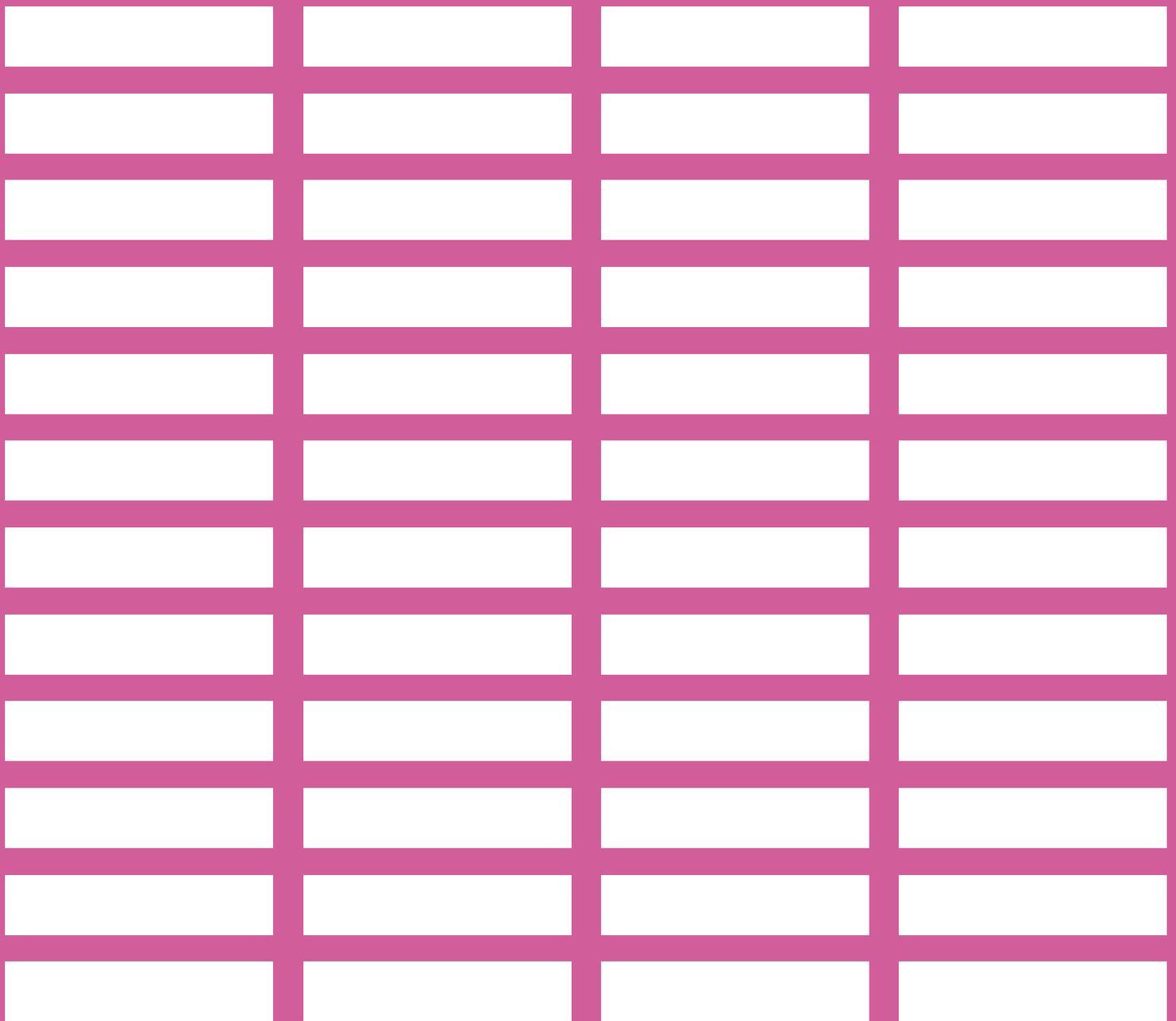
Verschiebung persönlicher Interessen auf. Gleichzeitig ist sie eine illustrierte Buchhaltung: Denn je nach Möglichkeit werden auch grössere Anschaffungen, wie ein Auto, erfasst. Wenn *HAB+GUT* eine Biografie ergeben, stellt sich die Frage, wie es das Dasein beeinflusst, wenn der eigene Hausrat auf wenige essentielle Gegenstände reduziert wird? nk

WAS BRAUCHEN SIE WIRKLICH UND UNBEDINGT?

EIN SELBSTVERSUCH

**DIE 100 WICHTIGSTEN DINGE,
AUF DIE SIE NICHT VERZICHTEN WOLLEN:**

		<i>Hausschlüssel</i>	



PS: Ein durchschnittlicher Haushalt in der Schweiz umfasst rund 10 000 Dinge.

PPS : Kunstdiskurs mt Yvonne Scarabello am Sonntag, 7.6.2015; und ihr Werk auf Seite 34.

WEG ZUM GLÜCK

STEPHANIE RINGEL

Ein Pilgermarsch von den Pyrenäen bis an den Atlantik, tausend Kilometer zu Fuss gehen. Alles, was man zum Leben braucht, im Rucksack, und einfach mal alleine sein – das ist die Idee. Doch dann kommt alles ganz anders...

Mein Rucksack war grün und er wog knapp acht Kilo. Nur das Nötigste wollte ich von St.Jean-Pied-de-Port nach Finisterre in Nordspanien auf dem Rücken schleppen. Also hatte ich dabei, was ich am Körper trug. Dazu: eine zweite Wäschegarnitur bestehend aus Hose, Bluse, Socken, Unterwäsche. Eine warme Jacke, Schal, Regencape. Zahnbürste, Shampoo, Seife, Hirschtalg für die Füße. Sandalen, ein grünes Sommerkleid – falls der Wanderblues zuschläge und ich spontan mal etwas anderes als braune Hose oder braune Hose tragen wollte. Mein Tagebuch. Den kleinen Reiseführer mit dem sinnigen Untertitel „Der Weg ist das Ziel“. An den Deckel des Rucksacks steckte ich eine hellrote Stoffblume. Als barockes Augenzwinkern an meine asketischen Tage. Vielleicht hatte ich plusminus einhundert kleinere und grössere Dinge dabei, wenn man akribisch jedes Teil – von Schmerztablette bis Schuhsenkel – auflistet.

Es geht. Man kann sein Leben reduzieren und im Sack auf dem Rücken tragen. Jedes einzelne Teil bekommt so eine spezifische Qualität, mehr Wert, da alles seinen Sinn hat und gebraucht wird. Zum wichtigen Tagesritual wird daher, Hab und Gut zu pflegen. Jeden Tag den Rucksack sorgfältig zu packen. Nichts gedankenlos in der Herberge liegen zu lassen, denn auf langen Tagesetappen durch heisse Getreidefelder gibts kaum Geschäfte, sondern nur das, was man zur geistigen Erneuerung bewundert: Natur. Und am Abend, wenn der Staub vom Körper abgeduscht ist, schrubbt man die Kleider des Tages mit der Hand auf dem Waschbrett im Spülbecken. Einfache Handgriffe, doch nichts ist schöner, als ein sauberes Set Wanderkleider trocken und wohlduftend von der Wäscheleine zu nehmen.

Als ich mich am 24. Juni 2013 im Pyrenäendörfchen St.Jean auf den Weg machte, wusste ich nicht, worauf ich mich wirklich eingelassen hatte. Eigentlich wollte ich nur eine berufliche Auszeit nutzen, den langgehegten Wunsch vom langen Marsch endlich wahr werden lassen. Tausend Kilometer laufen, auf dem Camino, wie der Jakobsweg kurz genannt wird, von den Bergen bis ans Meer. Ohne Zeitdruck gehen.

Mich auf ein Minimum von Komfort reduzieren. Dem Trubel des Journalistenalltags befristet adieu sagen.

Die erste Tagesetappe endete nach 28 Kilometern im Kloster Roncesvalles. Fast tausend Meter aufsteigen, den Ibañeta-Pass im kalten Nebel überwinden und dann steil hinunter ins Tal. Mir rauscht vor Anstrengung das Blut in den Ohren und in den schweren Atem mischt sich schon in den ersten Stunden der Takt des Camino: Schrittgeschwindigkeit. Die Geschwindigkeitseinheit, in der wir bewusst wahrnehmen können, was um uns herum passiert. In der sich das Leben natürlich präsentiert: mit fetten Nacktschnecken, blökenden Schafen. Gänsehaut vom kalten Wind. Dem Geruch frisch gemähten Grasses. Erkenntnis des Tages: Es lohnt sich, ausgetretene Pfade zu verlassen.

Aufstehen zwischen sechs und sieben Uhr, Rucksack packen. Wanderstiefel schnüren. Zu Hause fragt man sich beim kritischen Blick in den Spiegel: Wie sehe ich aus? Passen die Schuhe zum Kleid? Auf dem Camino zählt, ob die Schuhe bequem sind und schützen, damit mich Beine und Füße Tag für Tag tragen. Durch 35 Grad ohne Schatten, durch kalten Regen, manchmal 35 Kilometer am Stück. Es geht plötzlich um Substanzielles. Kaputte Füße – kein Weitergehen. Viele Pilgerkollegen litten an blutenden Blasen, entzündeten Schienbeinen, schmerzenden Knöcheln. Wer die Signale des Körpers ignorierte und treu der Lebensrealität unserer Leistungsgesellschaft von sich selbst weitergehen, auf die Zähne beißen, durchkommen forderte, musste bald abbrechen – und nach Hause fahren.

Alte Standards werden durch neue Lebensinhalte abgelöst. Das Pilgervolk eint ein Ziel: ankommen am Grab des heiligen Jakobus. Einkommen, Beruf, Herkunft – darüber spricht man kaum. In Lorca, einem staubigen Dörfchen, sitzen in der einzigen Beiz am späten Nachmittag meines fünften Pilgertages ein paar bekannte Gesichter. Man sieht sich auf den Tagesetappen immer wieder, und pilgert schnell in losen Grüppchen zusammen. Ich setze mich in den Schatten, nippe an einer kalten Gazpacho, und wir amüsieren uns über die beiden 70-jährigen spanischen Althippies, die in jeder Pause einen dicken Joint rauchen.

Als kurze Zeit später Christian seinen Rucksack auf den Boden plumpsen lässt und ebenfalls eine kalte Gurkensuppe

Der ritualisierte Pilgeralltag mit Rucksackpacken, Loslaufen, Ankommen in der Pilgerherberge schafft Raum für ungewöhnliche Begegnungen.

schlürft, kommt mir der Vorabend in den Sinn. Ich war spät in Puente la Reina eingetroffen. Konnte vor Muskelschmerzen kaum laufen und bekam – Gott sei Dank! – das letzte Bett im Schlafsaal der Pilgerherberge. Das offizielle Abendessen war längst vorbei, aber ich noch hungrig. „Kommt noch jemand mit in die Bar, was essen?“ fragte ich in die Runde. „Klar, ich komme mit“, antwortete Christian, ein Zwei-Meter-Mann aus Vermont, USA. Wir schlenderten durch die langgezogene mittelalterliche Pilgerstrasse, die sogenannte „sirga peregrinal“, entlang derer sich in der Ortschaft Kirchen, Hospitäler, Geschäfte und Bars aneinanderreihen. Am Ende wölbt sich die Brücke, die dem Ort ihren Namen gegeben hat, über den Fluss Arga. Ein symbolträchtiger Ort für den spanischen Pilgerweg, da sich in Puente la Reina alle nordspanischen Jakobswege zu einem einzigen Weg vereinen.

Weisswein trinken, Tapas essen, reden. Ich erfahre, dass Christian Koch ist. Wir reden übers Essen (auf dem Camino hat man IMMER Hunger!), Gott und die Welt und um zehn vor zehn stellen wir erstaunt fest, dass die Herberge in zehn Minuten schliesst. Reden. Zuhören. Staunen. Die Welt eines anderen Menschen entdecken, frei vom oft oberflächlichen Schein ritualisierten städtischen Balzverhaltens, könnte aufregender nicht sein. Vielleicht ist der Mensch nirgends authentischer als in der Stresssituation Pilgerschaft. Wenn sich die innere Stimme nicht mehr hinter Alltagsneurosen, modischer Rüstung und Zeitmangel tarnen kann, dann wirds ernst – und ehrlich.

Zurück nach Lorca, auf die staubige Hauptstrasse, die die spanischen Kiffer zuverlässig zugenebelt haben. Noch ein Stück Schokolade als Nachtisch, dann haben Christian und ich den Rucksack geschultert und sind weitergegangen. In der gleichen Geschwindigkeit. Haben Vögel beobachtet, verfallene Schlösser erkundet, zum Frühstück Thunfisch-Empanada gegessen (Stichwort: Hunger!). Es hat Spass gemacht, die Welt auch durch die Augen eines anderen Menschen zu sehen – einfach so. Durch seine und die der vielen Pilgerfreunde, die Tag für Tag mit uns unterwegs waren.

Das ist eine Erkenntnis nach 46 Pilgertagen und aus tausend gelaufenen Kilometern. Mit jedem Schritt, den man geht, läuft man einer neuen Chance entgegen: interessante Menschen zu treffen, Orte zu entdecken. Der ritualisierte Pilgeralltag mit Rucksackpacken, Loslaufen, Ankommen in

der Pilgerherberge schafft Raum für ungewöhnliche Begegnungen. Und er macht Platz in uns selbst, räumt die volle Festplatte Gehirn frei, um neue Eindrücke abzuspeichern.

In Finisterre, bei Kilometer Null, verbrennen viele Pilger – so will es die Tradition – eine Sache ihrer Pilgerschaft. Ein Leuchtfeuer für ihren persönlichen Erfolg. Christian und ich haben in den Felsen, oberhalb der Brandung des Atlantiks, sein Halstuch und meine Wandersocken verbrannt, den Horizont auf dem Ozean fest im Blick: Gemeinsam auf zu neuen Ufern!

An einer grossen Portion Extase kommt am kargen Ende der Welt (finis terrae) wohl keiner vorbei. ●

STEPHANIE RINGEL hat Politik, Jus und Kunstgeschichte studiert. Sie leitet in der Schweiz die Redaktion des Wohnmagazins *Schöner Wohnen*. Daneben ist die Journalistin für Firmen, Verlage und Stiftungen als strategische Beraterin und Autorin bei Print- und Online-Projekten tätig. Sie lebt und arbeitet in Zürich. Dieses Jahr wandert sie mit ihrem Ehemann Christian in Wochenend-etappen den Schweizer Jakobsweg von Konstanz bis nach Genf.

RAUM FÜR NEUE IDEEN

Praktische Kunstvermittlung und neue, weiterführende Denkansätze zu gesellschaftsrelevanten Themen: dies sind wichtige Anliegen der Stiftung Charles und Agnes Vögele.

Gelegenheit zur Verwirklichung dieser Stiftungsziele bietet das Vögele Kultur Zentrum, in dem es regelmässig Schulklassen unterstützt und ihnen ermöglicht, sich intensiv mit einem aktuellen Ausstellungsthema zu befassen. Zusammen mit Kuratoren und Lehrern werden Aufgaben entwickelt, die von den Schülern und Auszubildenden als Grundlage zu Projektarbeiten dienen.

Josef Schmucki, Projektleiter und Berufsschullehrer am Berufs- und Weiterbildungszentrum Rapperswil-Jona, nutzte für seine Klasse PKE12 A dieses Angebot. Als Grundlage für die Projektarbeit stellten die Kuratoren eine Rube-Goldberg-Maschine vor. Es ist eine Nonsens-Maschine, die eine bestimmte Aufgabe absichtlich in zahlreichen unnötigen und komplizierten Einzelschritten ausführt. Dies hat keinerlei praktischen Nutzen, sondern soll bei der Beobachtung Vergnügen bereiten.¹

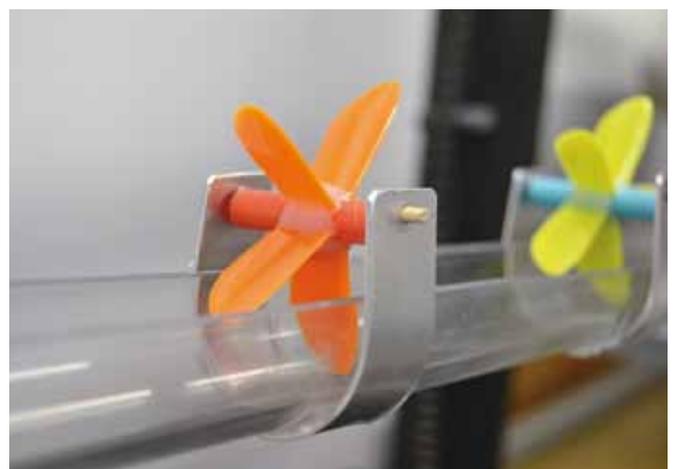
Die Aufgabenstellung für die sechs Arbeitsgruppen mit je drei Personen lautete, eine Maschine zu konstruieren, die eine Kugel in einem Kubus zu halten vermag und mit ihr verschiedene Mechanismen in Gang setzen kann. In diese Konstruktion sollte eine möglichst grosse Anzahl unterschiedlicher Alltagsgegenstände eingebaut werden.

Die angehenden Konstrukteure und Polymechaniker haben in dieser inspirierenden Arbeit erfahren, wie anspruchsvolle und ungewöhnliche Projekte geplant, entwickelt und umgesetzt werden. Von der Aufgabenstellung zur Teamkoordination, vom Zeitmanagement zum Abgabetermin, bis hin zur Präsentation der Werke.

Das aussergewöhnliche Resultat sind sechs faszinierende Maschinen, die erstmals in der aktuellen Ausstellung MEHR VON WENIGER zu sehen sind. ●



Arbeitsgruppe 3: Fabio Archetti, Patrik Hegner, Jan Hüppi, *Die Box*, 17 verschiedene Gegenstände oder Materialien wie Golfbälle, Korkzapfen, Alu-Dosen.



Arbeitsgruppe 1: Nathalia Montani, Marc Studer, Samuel Eberhart, *Shufflebird*, 19 verschiedene Gegenstände oder Materialien wie Plastiklöffel, Geberit-Rohre, Glocken.

¹ de.wikipedia.org/wiki/Rube-Goldberg-Maschine



Das Ideal der Einfachheit
macht das Leben in
der modernen Gesellschaft
noch schwieriger.

VINCENT VAN GOGH (1853-1890)
Niederländischer Künstler, Wegbereiter
des Expressionismus, der in seinen letzten
10 Lebensjahren über 750 Gemälde
und 1600 Zeichnungen schuf.



Thomas Thwaites, *The Toaster Project*, 2010, Foto Daniel Alexander, Courtesy Victoria & Albert Museum.

Konsequenter Mangel für £ 1187.54

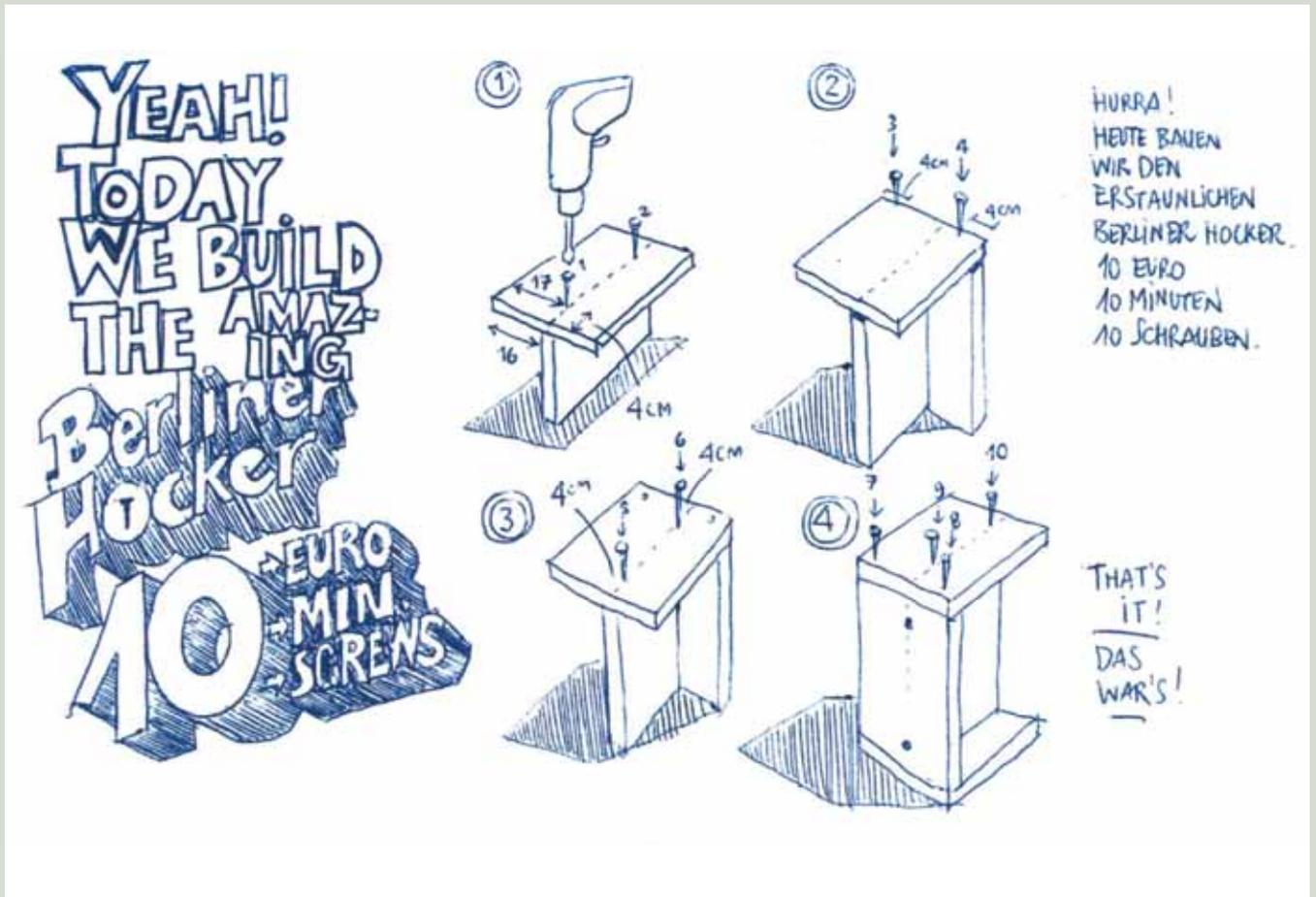
Der Brite Thomas Thwaites wollte sich fernab jeglicher Zivilisation niederlassen, ohne auf die Bequemlichkeiten des 21. Jahrhunderts, wie seinen morgendlichen Toast, zu verzichten. Und so wagte er den Versuch, einen elektrischen Toaster von Grund auf, vom Rohmaterial bis zum Finish, *manu propria* herzustellen. In der Annahme, dass günstigere Produkte auch einfachere sind, kaufte er sich als Vorlage für sein Erzeugnis den billigsten Toaster. Beim Auseinanderbauen musste er mit Erstaunen feststellen, dass dieser aus mehr als 400 Einzelteilen, aus über 100 unterschiedlichen Materialien bestand. Er liess sich davon nicht abschrecken und beschränkte sich, da er für sein Projekt lediglich 9 Monate Zeit hatte,

auf die fünf elementarsten Bestandteile: Stahl, Glimmer, Kupfer, Nickel und Kunststoff. Thomas Thwaites trotzte allen Widrigkeiten und fabrizierte seinen eigenen Toaster, mit zugegeben einigen Schönheitsfehlern: „Mein Toaster ist ein Elektrogerät, das die ihm zugrunde liegende Infrastruktur leugnet, ein Gebrauchsgegenstand, der die Annehmlichkeiten der Konsumgesellschaft verweigert.“

Selbstgemachte Dinge weisen immer einen Mangel auf, jedoch im Unterschied zu den industriell gefertigten Produkten, lediglich einen materiellen, niemals jedoch einen schöpferischen oder ethischen. nk

Thomas Thwaites (*1980) lebt und arbeitet in London.

Er studierte Design und schloss 2009 sein Masterstudium am Royal College of Art ab. Davor studierte er Ökonomie und Biologie, was seine Designtätigkeit bis heute prägt. Er entwickelt Szenarios, Entwürfe, Produkte und Projekte, die die Ambiguität technologischen und sozialen Wandels aufzeigen.



Van Bo Le-Mentzel, Hartz IV Moebel.com, Berliner Hocker, © Van Bo Le-Mentzel.

Reduce to the max

Van Bo Le-Mentzel richtet sich mit seinen DIY (Do-it-yourself)-Möbeln an „alle Menschen mit wenig Einkommen und viel Geschmack“. Er hat einen Katalog an Einrichtungsgegenständen zusammengestellt, die kostengünstig und einfach nachzubauen sind, sich aber in Form und Beschaffenheit nicht an IKEA und Co orientieren, sondern, wie am Beispiel des Berliner Hockers, an den grossen Namen des Schweizer Designs wie Johannes Itten, Le Corbusier oder Max Bill. Warum sollte man aber ein Möbel selbst bauen, wenn man mittlerweile unzählige passable bei den Billiganbietern findet? Weil es Spass macht! Weil ein selbstgemachtes Objekt in einer Kon-

sumgesellschaft einen völlig anderen Stellenwert hat: Es ist ein Ereignis und schreibt bereits im Entstehungsprozess seine eigene Geschichte. Es ist einzigartig. Es ist ein Ausdruck dafür, dass der Erschaffer, die Gestalterin sich für Individualität entschieden haben. Wenn in einer Wohnung einer von zehn Stühlen selbstgebaut ist, ist dieser ein Zeichen für Kreativität. Und abgesehen davon, dass ein Hartz-IV-Möbel, selbstredend, möglichst billig ist, besteht trotzdem keine Gefahr von Massen- bzw. Überproduktion. Folgen wir Le-Mentzels Motto: „build more, buy less.“ nk

Van Bo Le-Mentzel (*1977) lebt und arbeitet in Berlin.

Er studierte Architektur an der Hochschule in Berlin. 2010 absolvierte der arbeitslose Architekt einen Schreinerkurs an der Volkshochschule und setzte seine Kreativität gleich in eine eigene Möbelkollektion um. Sein erster Entwurf war der sogenannte „24 Euro Chair“, für dessen Gestaltung sich der frischgebackene Designer vorwiegend an den Entwürfen des Bauhauses orientierte.

VERANSTALTUNGEN



MEHR VON WENIGER.

Die Sehnsucht nach Einfachheit und die Lust am Überfluss.

VERNISSAGE

**SONNTAG, 17.5.2015
11.15 UHR**

Yvonne Scarabello, ©Beni Blaser, 2005



**SONNTAG, 7.6.2015
14.00 UHR**

KUNST-DISKURS

Gespräch für Minimalisten – und alle, die es werden wollen.

Die Künstlerin Yvonne Scarabello, die mit Ihrem Werk *HAB+GUT* in der Ausstellung vertreten ist (s. Seite 34), spricht mit dem Zürcher Ökonom Alan Frei über 100 wichtigste Besitztümer und über den Reiz, sein Hab und Gut so drastisch zu reduzieren.



Alan Frei, ©Philipp Rohner

**SONNTAG, 21.6.2015
13.00 UHR**

WORKSHOP

Bauen Sie einen Berliner Hocker mit dem Architekten Van Bo Le-Mentzel.

Weg vom Massenartikel, hin zum handgemachten Unikat! Der Berliner Architekt Van Bo Le-Mentzel entwickelte die Hartz-IV-Möbel nach dem Grundsatz: Schöne Möbel für Menschen mit wenig Geld. Seinen legendären Berliner Hocker (s. Seite 43) baut er mit den Workshop-Besuchern nach und demonstriert, wie man in wenigen Schritten mehr Individualität in sein Leben bringt. Frei nach dem Motto: Konstruieren statt konsumieren – mehr Unabhängigkeit von nutzlosen Konsumgütern.

Teilnehmerzahl begrenzt! Anmeldung bis 14.6.2015 an info@voegelekultur.ch
Unkostenbeitrag: CHF 25.- (inkl. Museumseintritt)

**DONNERSTAG, 25.6.2015
18.00 UHR (LOUNGE)**

REFERAT EINMAL ANDERS SEINLASSEN, ABWARTEN Über Kunst im Kollektiv

Claudia Grimm, Prof. Dr. Jo Wolf Gerber

„Kollektive sind immer unheimlich, aber so schwindelig war mir noch nie.“ Aus seiner ersten physischen Begegnung mit dem Kunstkollektiv DARTS (disappearing artists) wird für Jo Wolf Gerber ein umfangreiches persönliches Forschungsprojekt. Es geht um Macht und Majestät, um aufgefressene Kunst und um ein kollektives Völlegefühl. (Performatives Referat ca. 30 Min., anschliessend kleine Führung.)

FÜHRUNGEN

**KULTUR AM SONNTAG
11.15 – 12.30 Uhr**

Führungen mit professionellen Kunstvermittlern bieten die Gelegenheit zu vertieften Einblicken in die Ausstellung (im Eintritt inbegriffen).

PRIVATFÜHRUNGEN

Gerne gehen wir auf individuelle Anfragen ein (spezielle Termine, Anlässe etc.).

Kontakt: vermittlung@voegelekultur.ch oder 055 416 11 25

KURATORENFÜHRUNGEN

**Sonntag, 31.5.2015
Sonntag, 28.6.2015
jeweils 11.15 Uhr**

Machen Sie mit beim Rundgang durch die Ausstellung MEHR VON WENIGER. Die Sehnsucht nach Einfachheit und die Lust am Überfluss direkt vermittelt von den Ausstellungs-Kuratoren Nina Wiedemeyer und Felix Sattler.

Filmstill, *Babettes Fest*, Gabriel Axel, DK, 1987,
© Concorde



KINO-SONNTAG
19.7.2015, 12.30 UHR

Babettes Fest

Regie: Gabriel Axel, DK, 1987,
Drama, 100 Min.

Ein Dorf mit gottesfürchtigen und enthaltsam lebenden Bewohnern wird von den Künsten einer Meisterköchin verführt. Die oscarprämierte Verfilmung nach der Novelle von Karen Blixen, schildert auf bezaubernde Weise sinnlichen Genuss und garantiert ein kulinarisches Filmerlebnis.

19.7.2015, 14.30 UHR

**Bruder Sonne,
Schwester Mond**

Regie: Franco Zeffirelli, GB/I, 1972,
Drama, 115 Min.

Ein faszinierender Film über die frühen Jahre des Mönchs Franz von Assisi. Auf der Suche nach dem Sinn des Lebens wandte er sich vom Reichtum seiner Familie ab, widmete sein Leben den Armen und fand darin seine Bestimmung.

Filmstill, *Sādhu*, Gaël Métroz, CH, 2012, © agorafilms



KINO-SONNTAG
23.8.2015, 13.00 UHR

**Sādhu –
Seeker of truth**

Regie: Gaël Métroz, CH, 2012,
Dokumentarfilm, 87 Min.

Sadhu (Wahrheitssucher) Suraj Baba zieht sich ohne weltliche Güter in eine Grotte im Himalaya-Gebirge zurück. Nach acht Jahren der Isolation und Meditation kommt er zurück und legt am Ende einer langen Reise sein Askesegeübde ab.

23.8.2015, 14.45 UHR

**Como agua
para chocolate**

Regie: Alfonso Arau, Mex, 1992,
Drama, 113 Min.

Tita kommt auf dem Küchentisch zur Welt. Dies prägt ihr Leben, denn jedes Gefühl, mit dem sie zukünftig Speisen zubereitet, fliesst auf magische Art in ihre kulinarischen Köstlichkeiten und Traurigkeit, Freude und Leidenschaft übertragen sich. Sinnlich und ekstatisch!

**Nach dem visuellen Genuss
offerieren wir Ihnen eine kleine
Gaumenfreude.**

Br. René, © Kloster Mariaburg Näfels



SONNTAG, 30.8.2015
13.00 UHR

EINBLICKE

Exkursion in die Askese

Eine besondere Führung durch die Anlage des Franziskanerklosters Mariaburg Näfels im Glarnerland. Bruder René gibt seltene Einblicke in die asketische Lebensweise der Mönche. Er erzählt, warum er sein Leben dem Verzicht widmet und ob es auch bei ihm ekstatische Momente gibt.

Teilnehmerzahl begrenzt!
Anmeldung bis 23.8.2015 an
info@voegelekultur.ch

Ein Shuttle (CHF 10.–) zwischen dem Vögele Kultur Zentrum und dem Kloster Näfels GL steht bereit.
Abfahrt 12.30 Uhr.

**FÜHRUNG IN
GEBÄRDENSPRACHE**

Sonntag, 13.9.2015
11.15 Uhr

Eine Dolmetscherin übersetzt die Erläuterungen der Kulturvermittler simultan in Gebärdensprache.



**FÜHRUNGEN
FÜR SCHULEN**

Wir bieten allen Schulklassen kostenlos spezielle Führungen an.

Unterlagen für Lehrer
zum Downloaden ab 20.5.2015:
www.voegelekultur.ch/kulturvermittlung

Einführung für Lehrpersonen:
Mittwoch, 20.5.2015, 18.00 Uhr

Anmeldung bis Freitag, 15.5.2015:
gaby.bachmann@voegelekultur.ch

Kontakt:
vermittlung@voegelekultur.ch
oder 055 416 11 25



Einfachheit ist
die üppige Schönheit
des Ausdrucks.

WALTER WHITMANN (1819-1892)
Begründer der modernen amerikanischen
Dichtung gilt in den USA als einer der einfluss-
reichsten Lyriker des 19. Jahrhunderts.

RÜCKSCHAU

Mathias Binswanger, ©Vögele Kultur Zentrum



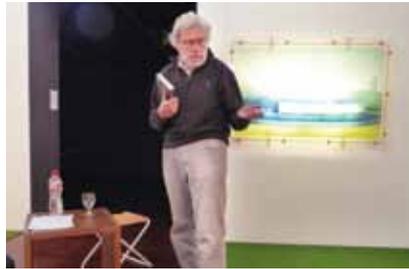
EIN WIRTSCHAFTS-PROFESSOR GIBT TIPPS ZUM SPAREN

Macht Geld allein glücklich? Wer spart heute noch und lohnt sich das überhaupt? Diese Fragen standen im Mittelpunkt der exklusiven Führung mit Mathias Binswanger. Der Professor für Volkswirtschaftslehre erklärte anschaulich Wirtschaftsstrukturen und gab überraschende Einblicke in das Sparverhalten der vergangenen Jahrzehnte. Den Zusammenhang zwischen Sparmentalität und gesellschaftspolitischen Hintergründen verdeutlichte der Experte anhand aufschlussreicher Beispiele und äusserte sich zuversichtlich: „Gespart wird immer und grundsätzlich ist dies auch nicht falsch“. Das Glück jedoch sieht er in der Unabhängigkeit des Einzelnen von bestimmten Gütern, nicht in der Summe der Ersparnisse.

„ZU VIEL GELD RAUBT DIE KREATIVITÄT!“

Sehr authentisch, publikumsnah und natürlich war der Auftritt des Regisseurs Dieter Gränicher nach der Vorführung seines Films *Der Duft des Geldes*. In der Dokumentation über vier wohlhabende Menschen auf der Suche nach Glück fokussiert er auf den individuellen Umgang mit Geld und hinterfragt, wie Vermögen die Persönlichkeit prägt. Durch eine objektive Abbildung verschiedener Lebensmuster fordert Gränicher den Zuschauer auf, über dessen eigenes Verhältnis zu Geld nachzudenken.

Max Matter und sein Werk, ©Vögele Kultur Zentrum



KEINER ERKLÄRT DAS WERK BESSER ALS DER KÜNSTLER SELBST

Im Rahmen des Künstlergesprächs hat der Aargauer Max Matter die Besucher eingeladen, unbekannte Details zu seinem Werk *Villa* zu erfahren. Den klar strukturierten und bildhaften Ausführungen des Künstlers folgten die Zuhörer gespannt und erfuhren, dass sich hinter dem Abbild der Villa und des Hochhauses Matters Ansicht einer Zwei-Klassen-Gesellschaft verbirgt. Das Werk erinnert an einen Fernsehbildschirm und widerspiegelt den gesellschaftlich-kulturellen Zeitgeist der Entstehungszeit. Auch seine Kritik an der einfalllosen Schweizer Architektur bot Grundlage für Diskussionen und die Möglichkeit, den Künstler auch auf dieser Ebene kennenzulernen.

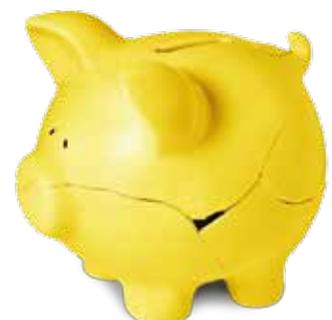
Den kritischen Anmerkungen des Publikums stellte sich der Regisseur sehr offen und beantwortete in einem lockeren Gespräch auf humorvolle Weise die zahlreichen Fragen zur Produktion. Der Dialog über Geld gipfelte in einer regen Diskussion zur Erbschaftssteuer und endete mit Gränichers Fazit, dass zu viel Geld nicht glücklich macht, denn es raubt die Kreativität zur individuellen Selbstgestaltung des Lebens.

Schülerprojekt *Gipskopf-Kässeli* und *Geld* (Wandillustration), ©Katharina Wernli



„SPAR-SCHWII VOM AUSSTERBEN BEDROHT!“

Die Ausstellung *Schwein gehabt!* gab einer Klasse Raum, sich dem Ausstellungsthema auf künstlerische Weise zu nähern. Lernende zwischen 15 und 17 Jahren zeigten anhand von drei Objekten, wie sie Sparen und Geld interpretieren. *Gipskopf-Kässeli* sind collagierte und bemalte Gipsabdrücke der Schülergesichter. Der Mund als Geld verschlingende Öffnung symbolisiert das Verschwinden der Ersparnisse. Das Objekt thematisiert Lust, Gier und den Sinn von Erspartem. In der Illustration *Geld* wird der Ausdruck von Fülle und Leere, Wunsch und Traum, Gier, Sucht und sozialem Kontaktverlust, in Serie geschaltet, zur überdimensionalen Banknote. Aus Geldscheinen ausgeschnittene Elemente neu kombiniert versinnbildlichen Geld als Symbol einer höheren Macht, die zum ständigen Konsum verleitet. Für das Videoobjekt *Sprüche* sammelten die Lernenden Gedanken zu den Themen Geld, Konsum, Sparen, arm und reich. Auf Plakate übertragen, präsentierten sie diese auf unterschiedliche Art und filmten sich dabei. Entstanden sind wunderbare Arbeiten mit persönlichem Flair.



RÜCKSCHAU

**DIE VERNISSAGE
ZUR AUSSTELLUNG
SCHWEIN GEHABT!
AM SONNTAG,
16. NOVEMBER 2014**

Fotos: Marcel Rickli



Andreas Bodenmann



Marina und Egmont Burkhardt



Thomas Pfiffner und Bettina Borsani



Edith Mühlegg, Ernst und Erika Albrecht



Roland und Myrtha Rosenberg



Elfi und Hansruedi Knopf-Gloor



Michael Schaepe und Daniel Vuilleumier



Pius Freiburghaus



Stephanie Ringel und Christian Pruitt



Joana Dürig und Walter Feldmann



Teresa Renn und Jan Behustedt mit Luisa



Gunther Riedl



Laura und Urs Meier mit Marina



Angelo Sansone und Zoe Tempest



Tanja Schlager



Patric und Nina Lüthi mit Jan



Nicolas Frei und Mia Kepenek



Markus Neuhaus



Björn und Maja Sollie



Christoph und Claudia Räber



Ramona Wälti



Jürg und Susann Bosshard



Jean-Lucien Gay



Vladimir Arkhipov, *Museum of the Handmade Object*,
Badewannenstöpsel, 1979, Courtesy the Artist, Barbarian
Gallery, Zürich, und Galleria Nina Due, Mailand.

Universales Unikat

Selbstgemachte Dinge haben in der Regel die Funktion, Mangel zu kompensieren. Diese Objekte sind ein vollkommenes Abbild ihres Zwecks. Da ist nichts Willkürliches, nichts Überflüssiges, sondern reine Notwendigkeit. Für Vladimir Arkhipov jedoch sind diese „aus der Not geborenen“ Produkte keine Gebrauchsgegenstände, sondern Kunst. Der Auslöser zu dieser Erkenntnis war die Entdeckung einer blauen Zahnbürste, die zu einem Kleiderhaken umfunktioniert wurde. Noch nie hätte ihn, so Arkhipov, ein „Kunstwerk“ derart bewegt wie die Zusammenführung von Vergangenheit und Gegenwart, Massenprodukt und Individualität. Aus dieser Faszination entstand vor gut 20 Jahren das Bedürfnis, diese Self-mades in einem *Museum of the Handmade Object* zu-

sammenzutragen. Mittlerweile besteht die Sammlung aus gut 2000 Objekten – und hinter jedem dieser Artefakte steckt eine eigene Erzählung. Wie diejenige der Familie Egenii Vasiliev aus Stolptschi, die vor 16 Jahren unverhofft zu einer Badewanne kam – allerdings ohne Stöpsel. „Wir brauchten einen Stöpsel für die Wanne, aber sie verkauften im Geschäft im Dorf keine Stöpsel, wie du auch im Dorf normal keine Wanne erwischst“, erzählt die Tochter. Den Badewannenstöpsel fertigte der findige Vater aus einer klassischen Gabel und Porokrepp, einer porigen Gummisorte, die zur Herstellung von Schuhsohlen verwendet wird – und stellte so ein Unikat mit universeller Zweckmässigkeit her. nk

Vladimir Arkhipov (1961) lebt und arbeitet in Moskau.

Er war als Ingenieur und Arzt im Baugewerbe tätig. Als Künstler ist Arkhipov Autodidakt: Seit 1994 beschäftigt er sich mit handgemachten, nützlichen Dingen und schafft so eine kontinuierlich wachsende Sammlung.

ABO

NEWS PER MAIL

Der **NEWSLETTER** informiert über alle Veranstaltungen. Regelmässige Infos abonnieren:

www.voegelekultur.ch/newsletter
oder Mail mit Stichwort „Newsletter“ an: info@voegelekultur.ch

TEXTE & THESEN PER POST

Das **VÖGELE KULTUR BULLETIN** erscheint mindestens zweimal jährlich. Abonnement (CHF 10.– /Jahr) bestellen:

www.voegelekultur.ch/abo-bulletin
oder Anruf an: 055 416 11 11



INFO

ANFAHRT (AUTO)

**A3, ZÜRICH – CHUR
AUSFAHRT PFÄFFIKON/
SEEDAMM-CENTER**

Parkplätze beim und unterhalb des Vögele Kultur Zentrum oder auf dem Seedamm-Center-Areal

ANFAHRT (ÖV)

MITTWOCH – SAMSTAG

Mit S2, S5, S8, S25, RE bis Bahnhof Pfäffikon SZ, mit Bus Linie 195, weiter bis „Seedamm-Center“

SONNTAG

Vom Bahnhof Pfäffikon SZ bis „Schweizerhof“ mit Bus Linie 524

Bahnhof Pfäffikon SZ bis Vögele Kultur Zentrum zu Fuss: 20 Minuten

ÖFFNUNGSZEITEN

MITTWOCH – SONNTAG

11.00 – 17.00 Uhr

DONNERSTAG

11.00 – 20.00 Uhr

MONTAG, DIENSTAG

geschlossen

Offen an diesen Feiertagen 2015:

24. MAI, Pfingstsonntag

4. JUNI, Fronleichnam

1. AUGUST, Nationalfeiertag

15. AUGUST, Mariä Himmelfahrt

20. SEPTEMBER, eidg. Bettag

KONTAKT

Vögele Kultur Zentrum
Gwattstrasse 14
8808 Pfäffikon SZ
055 416 11 11
info@voegelekultur.ch
www.voegelekultur.ch



GUT ZU WISSEN

Die **CAFÉBAR** bietet Getränke, Snacks und Lesestoff.

Der **SHOP** führt Bücher zu den Ausstellungsthemen und allerlei Kleinigkeiten.

Das **VÖGELE KULTUR ZENTRUM** ist rollstuhlgerecht.

KINDER (2 – 7 Jahre) können während des Ausstellungsbesuches der Eltern auch im betreuten Kinderparadies vom Seedamm-Center (5 Minuten zu Fuss) spielen: Mittwoch bis Samstag, 2 Stunden CHF 2.00, Seedamm-Center, Eingang Parkdeck.



PARTNER der Stiftung Charles und Agnes Vögele

IMPRESSUM VÖGELE KULTUR BULLETIN 98/2015

Trägerschaft des Vögele Kultur Zentrum und Herausgeberin des Bulletins (Verlag): Stiftung Charles und Agnes Vögele, CH-8808 Pfäffikon SZ; Redaktion: Vögele Kultur Zentrum, Stephanie Ringel Editorial Services; Autoren: Jean-Lucien Gay, Alois Maria Haas, Ludwig Hasler, Nathalie Killias, Sandy Nitzsche, Stephanie Ringel, Felix Sattler, Ingrid Schindler, Monica Vögele, Elmar Weingarten, Nina Wiedemeyer, Kilian Ziegler; Gestaltung: Michael Schaepe; Druckvorstufe: Lutz Repro AG; Druck (klimaneutral): Theiler Druck AG; Nr. 00000-0000-0000; Copyright Texte: Autoren und Herausgeberin; erscheint: April 2015; Auflage: 14 000 Exemplare

„Traffic“

Freiheit oder Abhängigkeit? Information oder Manipulation? Chance oder Kontrollverlust in grossem Stil? Das nächste Ausstellungsthema befasst sich nicht nur mit unserer physischen Mobilität. Besonders der Datenverkehr, der sich in ungeahnte Dimensionen entwickelt, steht in seiner ganzen Potenz im Mittelpunkt des Projekts. Im Vögele Kultur Zentrum ab Mitte November 2015.

ANSICHTEN ZU THEMEN UNSERER ZEIT

VÖGELEKULTURZENTRUM

www.voegelekultur.ch

Pfäffikon SZ